Paed. Pr.
1099

Freuden

Freude

und

Schmerz.

Ein

Jugendschriftchen.

Mit 12 Kupfern.

R

547

Memmingen,
in der Christoph Müllerschen Buch- und Kunsthandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts=Verzeichniß.

I. Wie Felix und Beate Freudemann es machten, daß sie so viele Freude an ihren Kindern erlebten -- Seite 1
II. Ein rührender Auftritt ---------- 13
III. Der ungerathene Sohn ---------- 17
IV. Was Rachsucht der Eltern für einen Schaden stiften kann ---------- 30
V. Unvorsichtigkeit der Eltern bringt den Kindern Schaden ---------- 47
VI. Gebrochene Treue ---------- 54
VII. Vornehme Erziehung bürgerlicher Kinder ---------- 71
VIII. Großmuth und Edelmuth -------- 76
IX. Woher es kam, daß die Liebenfeldischen Kinder so gut waren -------- 101
X. Eigensinn ---------- 110
XI. Muthwille ---------- 135

XII. Der Pächter Martin Besserer ---- 145
XIII. Eberhardine Waizenhofen -------- 148
XIV. Prinz Achmed ------------------ 154
XV. Unverschuldeter Eltern-Schmerz -- 161

I.

Wie Felix und Beate Freudenmann es machten, daß sie so viele Freude an ihren Kindern erlebten.

Eleonore von Liebenfeld, die wohl wußte, daß so manche Eltern die Schuld selbsten tragen, wenn sie keine Ehre und keine Freude an ihren Kindern erleben, gab sich alle Mühe, ihre Kinder so zu erziehen, daß sie mit Recht hoffen durfte, auch an ihren Kindern Freude zu erleben, und wie konnte es fehlen, da sie so gute Kinder hatte, die allgemein geliebt wurden, wie uns der 10te Aufsatz dieses Bändchens erzählt. Sie sahe wie ihr Nachbar Felix mit seiner alten Frau Beate Freudenmann so viele Freude an ihren Kindern erlebte. Diese braven Leute fragte sie einmal, als ihr Alexander, das älteste unter ihren Kindern,

ein paar Jahre alt war, und sie diese guten Nachbarsleute auf ihr Landhäußchen an einem Feyertage einladete: wie haben Sie es doch gemacht, meine lieben Nachbarsleute, daß Sie so viele Freude an ihren Kindern erleben?

Die Kunst, gnädige Frau, ist nicht schwer, und doch verstehen sie nicht alle Eltern. Zu allerförderst gewöhnten wir unsere Kinder an Thätigkeit. Jedes gesunde Kind empfindet einen unwiderstehlichen Drang in sich, beständig thätig zu seyn; es kann nie müßig seyn, und so zeigt schon die Natur selbst, daß der Mensch zur Thätigkeit bestimmt ist. Ich sah es daher gerne, wenn sie schon frühzeitig spielten. Ich habe aber stets ihre Spiele geleitet, solche Spielsachen ihnen verschafft, bey denen sich ihre Seelenfähigkeiten, die sich äußerten, allmählig entwickeln konnten, auch gab ich ihnen auf, Sachen bald da, bald dorthin zu tragen, bald auf diese, bald auf jene Art zu ordnen, und wenn auch alle diese Beschäftigungen nichts nutzten, so blieb doch ihre Thätigkeit stets rege, sie bequemten sich an

Ordnung, und an ein allmähliges Denken beim Anreden. Das Kind dachte auch dabey, es habe doch den Eltern einen Dienst geleistet und seine Arbeit sey von Nutzen. So mußten sie mir öfters ein Werkzeug zu meinen Arbeiten holen, und wieder an den bestimmten Ort tragen. Dadurch wurden sie theils vor der Lust zum Müßiggang geschützet, theils ihre Seele vor dem Ausbruch des Muthwillens bewahret, wodurch schon öfters Eltern, wenn ihre Kinder heranwachsen, statt Freude nur Kummer an ihnen erlebten. Meine Kinder, schon frühzeitig an Thätigkeit und Arbeitsamkeit gewöhnt, arbeiteten daher immer gerne und fleißig, und deßwegen hat man sie überall recht sehr lieb gehabt. Dadurch schwangen sie sich auch empor, so daß 7 von meinen 8 Kindern nach ihrem verschiedenen Berufe, den sie wählten, nach dem verschiedenen Stand, in den sie durch die göttliche Vorsehung gesetzt wurden, ihr reichliches Brod haben und sich Achtung, Ehre und Ansehen erwerben. Das 8. wird mit Gott auch sein Unterkommen finden.

Dann suchte ich auch, die von der Natur den Kindern eingepflanzte und angeborne Liebe gegen die Eltern zu erhalten und zu erhöhen. Deßwegen ward eigentlich kein Kind von uns dem andern vorgezogen, keinem äußerlich eine größere Liebe erzeigt, als dem andern, keines gegen das andere zurückgesetzt. Hierinnen fehlen so viele Eltern, daß sie dieses Kind mehr lieben als jenes, oder eigentlich, die größere Liebe gegen ein Kind dem andern fühlbar machen. Und warum lieben oft Eltern dieses Kind mehr, als jenes? weil es entweder eine schönere Bildung hat oder sonst durch was anders zufälliges den Eltern besser gefällt. Das sollten auch keine Eltern thun, ein Kind schöner als das andere zu kleiden, ihm mehrere Freuden zu verschaffen und zu erlauben, öfters zu Spaziergängen und Gesellschaften mitzunehmen, als das andere. Wahrlich hiedurch bereiten die Eltern sich selbsten und dem vorgezogenen Kinde nicht wenig Jammer. Ich bin nur ein gemeiner Handwerksmann, aber ich glaube, Jakob, der sonst brave Mann, hat groß gefehlt,

und ist viel an seinem nachherigen Jammer und dem harten Schicksale seines Josephs selbst Schuld gewesen, daß er Josephen so auffallend auszeichnete. Durch einen solchen Vorzug schwächen die Eltern selbst sich die Liebe der Kinder; diese werden in ihren Herzen auf jene böse; auch erregen sie gegen das unschuldige Kind Neid, der darauf in Haß und Verfolgung ausartet. Wenn je ein Kind sich nicht so betrug, daß ich völlig zufrieden mit ihm seyn konnte, so stellte ich ihm freilich ein anderes Kind vor, das sich besser betrug, und sagte blos zu ihm: siehe! ich hatte dich so gerne, als den Bartholomäus, aber izt nicht mehr, bis du dich gebessert hast. Gieng ich auf ein nahgelegenes Dorf, oder in einen Garten, vor dem Thor gelegen, spazieren, um eine Kanne Bier oder auch ein Glas Wein zu trinken und ein Stückchen Fleisch zu essen, oder in die Gesellschaft anderer meiner Mitbürger zu kommen, und ich konnte nicht alle meine Kinder, oder mehrere als Begleiter mitnehmen, so mußten die Kinder hierinnen abwechseln; welches nun die Reihe traf, durfte

mich begleiten, wenn es sich nicht durch eine Unart einer solchen Auszeichnung unwerth gemacht hatte, und so sah nie ein Kind scheel auf das andere, sondern die Kinder riefen gleich bey einer solchen Veranlassung: dießmalen ist die Reihe am Georg, oder an der Maria u. s. w. keines ließ von sich hören: nehme der Vater mich mit!

Eben so gestattete ich es keinem meiner Kinder, der Ankläger von andern zu werden, und lobte es deßwegen nicht, wie es manche Eltern thun, und so wurden sie auch nicht die Ankläger bey dem Lehrer; diese Erlaubniß hat schon öfters Heuchler und Verläumder erzeugt, zwey gleich schändliche Laster. Durch solches Hinterbringen und Klatschen werden die Kinder einander feind, besonders wenn der Angeklagte gestraft und dem Klatsch-Maul geglaubt wird; dieß ist ein trefliches Mittel, Kinder zu entzweyen und einander die Liebe zu rauben. Hätte Jakob seinem Sohn Joseph nicht so viel Gehör gegeben, so würde dieser gewiß sich nicht der brüderlichen Liebe verlustig

gemacht haben. Kam je eins meiner Kinder mit einer solchen Neuigkeit, so that ich entweder als ob ich nicht höre, oder fragte es: wie aber, wenn Georg auch kommt und mir eine Unart von dir hinterbringt. Dadurch aber ward doch auch das Böse nicht begünstigt, denn ich machte alle Kinder zu Zeugen ihres Betragens; und wenn ich denn Rechenschaft von allen Kindern forderte, so durfte ich gar nicht befürchten, daß irgend eine Unart verheimlichet würde, das Kind ist noch nicht ein so künstlicher Hehler; ja das fehlende Kind verrieth sich selbst gleich, und meistens gab es sich selbsten an.

Wenn hingegen ein Kind von einem andern etwas Lobenswürdiges mir hinterbrachte, so nickte ich ihm über solche Botschaft meinen Beyfall zu, und ertheilte dem Kinde, das mir angerühmt ward, das verdiente Lob; sagte zu ihm: siehe! wie dein Bruder, oder wie deine Schwester sich freute, daß du dich so artig u. s. w. betrugest, dadurch macht ihr Kinder euch unter einander Freude, und nicht weniger auch den Eltern. So bestärkte ich meine Kinder immer mehr in der

brüderlichen und schwesterlichen Liebe gegen einander. Vortheile, die in der Erziehung nicht genug zu berechnen sind.

Ich sagte zu ihm, sprach Eleonore von Liebenfeld, als sie dieses ihren Kindern erzählte: Nachbar Felix! Sie müssen wohl schöne Erziehungsbücher gelesen haben? Felix erwiederte: damals noch nicht. In meiner Jugend bekümmerte ich mich z. B. um keine Erziehungs- und Kinder-Schriften, überhaupt um keine Bücher als um die Bibel, die machte mich nicht nur fromm, sondern auch vernünftig und klug; was ich in ihr nicht verstand, und durch mein Nachdenken nicht heraus brachte, das zeigte ich meinem damaligen nun seligen Herrn Pfarrer an, der öffnete mir dann das Verständniß, bey diesem Herrn habe ich was gegolten. In meinen jüngern Jahren des Hausstandes mußte ich sehr emsig arbeiten, um mich emporzuschwingen, denn ich hatte eigentlich kein, oder nur weniges Vermögen, da arbeitete ich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Gnädige Frau! es braucht dazu der Bücher nicht:

ein bischen Verstand und Beobachtungsgeist ist hinlänglich. In meinen spätern Jahren, als ich Zeit bekam, Bücher zu lesen, die ich noch lese, fand ich in den besten Erziehungsschriften meine Erziehungsmethode fast nach allen Theilen und Abtheilungen anempfohlen, da überzeugte ich mich nun auch theoretisch, ob ich wohl schon durch die Praxin meine Erziehungs-Art bewährt fand, daß ich die Sache am rechten Fleck angegriffen hätte.

Ein ferneres Mittel, warum Felix an seinen Kindern so viele Freude erlebte, war, daß er ihre Herzen durch Frömmigkeit bildete. Da dieses die Haupttendenz dieser Jugendschrift ist, und auch hierüber ein eigener Aufsatz in derselben erscheint, so bleibt hier dieses Mittel blos angegeben, ohne es weiter auszuführen. Eben so wird ein anderweitiger von Felix betretener Weg blos vorgezeichnet, ohne zu melden, wie er ihn verfolgte, weil im 10ten Aufsaz dieses Bändchens derselbe ausführlicher beschrieben ist, unter der Aufschrift: woher es kam, daß die

Liebenfeldischen Kinder so gut waren? Daher, weil sie weder von den Eltern, noch von andern Personen im Hause etwas Böses sahen.

Dadurch wurde denn, fuhr Felix fort, die Vertraulichkeit zwischen den Eltern und Kindern nie unterbrochen. Meine Kinder hatten nie ein Geheimniß für sich, entdeckten ein solches keiner andern Person, als uns Eltern, denn sie fürchteten uns nicht sklavisch, nur kindlich, sie liebten uns, und hatten das völlige Zutrauen zu uns, daß wir ihnen, wo möglich am besten rathen und helfen können. Als meine Kinder größer wurden, habe ich sie auch öfters bald in dieser bald jener Sache um ihren Rath befragt, und fand ich ihn für gut, auch befolgt und ausgeführt, wodurch sie sich geehrt und geachtet glaubten, und auch dadurch immer fester an uns geknüpft wurden.

Bey allem diesem haben wir unsern Kindern nie einen Beruf zu erwählen vorgeschrieben, nie befohlen und verlangt, diese Lebensweise zu ergreifen, und jene zu verwerfen; sie behielten die freye Wahl nach ihren Neigungen, nur daß wir

Orig

uns für verpflichtet hielten, diese Neigungen zu leiten, ordnen und zu verfeinern, und ihre Fähigkeiten, auch die körperliche Beschaffenheit, auf die man bey Erwählung eines Berufs nothwendig sehen muß, gehörig zu prüfen; dann wann nun entschieden war, so ließ ich es von meiner Seite nicht fehlen, da mich Gott immer mehr in meinen Geschäften so reichlich segnete, zur glücklichen Erziehung des vorgesteckten Ziels alles beyzutragen. Stets erhielten sie aber die Ermahnung: werdet Meister, und keine Stümper in euerm Berufe! Ich kann wohl mit Wahrheit sagen: daß es mir große Freude war, wenn ich bey reifern Jahren eine Seelenkraft nach der andern bey meinen Kindern sich allmählich entwickeln sah, wenn ich hie und da Spuren eines edlen und guten Herzens bey ihnen entdecken konnte.

Ob wohl einige meiner Kinder fern von hier ihren eigenen Heerd haben, so ist die Freude desto größer, wenn sie jährlich einmal zusammen uns ihre Eltern besuchen. Ich gestehe es, die Freude ist für uns die süßeste, der Welt an unsern Kindern

nützliche Menschen, dem Staate brauchbare Diener gegeben zu haben. Bartholomäus hatte Neigung zum geistlichen Stande, und er brachte es durch seinen Fleiß so weit, daß er als Professor der Theologie auf der vaterländischen Universität angestellt ist; Friedrich wollte die Rechtsgelehrsamkeit studiren, ich befahl ihm blos, in seinem Leben nur kein Advokat zu werden, und er schwang sich durch seine Einsichten bis zum Regierungs-Rathe. Georg erwählte die Kaufmannschaft, und ist in einem großen Handelshause zu Frankfurt mit einem Gehalt von ƒ 2700. als Buchhalter angestellt. Jakob, der jüngste, erwählte meine Profession, die Tuchweberey, und treibt nun seine Geschäfte so stark, daß er, wie die gnädige Frau selbsten wissen, 4 Gesellen hat und noch einige Meister als Stückwerker ihm arbeiten; und dabey frägt er noch heutiges Tags mich oft um Rath. Meine Töchter sind alle auch glücklich versorgt, bis an die jüngste, die auch nicht übrig bleiben wird.

II.
Ein rührender Auftritt.

Nicht wahr, meine Kinder! es freuet euch selbsten, daß unser Nachbar Felix so glücklich versorgte und zum Theil so angesehene Kinder, und also an ihnen so viele Freude erlebt hat, und wie er sich in seinem hohen Greisen-Alter über seine Enkel izt freuet? Gebt Acht! wie sein Angesicht vor Freude glänzen wird, wenn künftigen Herbst, nach der Frankfurter Messe, seine 3 Söhne mit ihren Familien wieder kommen, was das für Fest- und Wonne-Tage für das ehrwürdige alte Paar seyn, wie die braven alten Personen bei der Ankunft derselben Freuden-Thränen, und beym Abschiede Wehmuths-Zähren vergießen werden! theils um die Ihrigen Lieben wieder insgesammt im schönen Zirkel vertraut beysammen zu sehen; theils das letzte Lebe wohl! ihnen zu sagen, da sie glauben müssen: sie werden alle ihre Kinder so beysammen in ihrem Leben nicht mehr sehen, weil sie bald in die ehrwürdige

Versammlung ihrer seligen Voreltern eingehen werden.

So danke ich mit euerm Vater auch euertwegen Gott, daß ihr uns in euern Jugend-Jahren so mancherley Freuden machtet, da ihr einander so innig liebet, mit unbeschreiblicher Liebe an uns Eltern hanget, und ihr euch nirgends so wohl befindet, als an unserer Seite, wie ihr euch an uns so zutraulich anschmieget, wie ihr einander im Gehorsam gegen uns zu übertreffen beeifert; wie ihr gegen jedermann gefällig und dienstfertig, bey euern Freuden so mäßig und bescheiden, und bey euern Freunden so sittsam seyd! wie ihr euch alle einer wahren Frömmigkeit befleißiget! Ach! diese Freude über euch hat uns Eltern schon zu manchen Thränen bewogen; und wir beten beständig für euch, daß ihr immerfort durch Gottes Gnade möget Gott und uns Freude machen! so, daß es auch von euch heißen mag: ihr nehmet zu an Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und den Menschen, wie es von unserm Herrn Jesu in seiner Jugend schon hieß.

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Gott! — segne sie!

Nicht wahr, Kinder! ihr wollet das thun? ihr wollet uns, so lange wir Eltern leben, Freude machen, und auch nach unserm Tode uns durch euer edles und rechtschaffenes Leben ehren?

Hier brachen alle Kinder in ein lautes Weinen und Schluchzen aus: ja! liebe Mutter! das wollen wir gewiß, wir versprechen es Ihnen und Gott.

Nun so bekräftiget mir euer Versprechen durch einen kindlichen Kuß. Jedes Kind drückte der Mutter einen feurigen Kuß auf; worauf die Mutter ihre Hände über ihre Kinder ausbreitete und also sprach: Gott, du hast es gehört, was meine lieben Kinder mir versprachen, segne sie! hilf ihnen, das Versprechen heilig zu halten.

Während dieses rührenden Auftritts, kam ihr Beichtvater und Freund auf einen Besuch, um seinem beklommenen Herzen Luft zu machen, und durch ihre Theilnahme an seinem erlittenen Herzeleid durch seinen ungerathenen Sohn, auch seinem verwundeten Herzen einen Linderungs-Balsam aufzulegen. Sein ganzes Gesicht drückte seinen großen Schmerz aus.

Eleonore von Liebenfeld, nachdem sie ihre Kinder entfernt hatte, gieng nun mit ihrem Freund auf das Zimmer ihres Gemahls, der ihn mit aller Freundlichkeit ebenfalls empfieng; worauf sie ihn also anredete: Ich lese auf Ihrem Angesichte, mein theuerster Herr Pfarrer! einen großen Kummer, was ist doch Ihnen Unangenehmes begegnet, das Ihre Seele so sehr angreift? Dieser erwiederte: ich kenne Sie, als die werthesten und schätzbarsten meiner Beichtkinder, und so wie ich überzeugt bin, daß Sie Ihren Herzens-Kummer auch vor mir ausschütten, und Ihren Jammer, — Gottlob! Sie sind aber von einem solchen, wie der meinige ist, bewahret, — mir anzeigen würden, so suche auch ich meinem gedrückten Herzen bey Ihnen Luft zu machen. Mein Gott! was ist doch Ihnen begegnet? so traurig, so niedergeschlagen sahe ich Sie doch noch nie!

Ach mein ungerathener Sohn! worauf er die Geschichte erzählte, die sie des Tages darauf ihren Kindern erzählte, weil doch die ganze Stadt von ihr voll ward, und sie lieber wollte, daß sie

die Geschichte rein, unverfälscht und unentstellt hören möchten.

III.

Der ungerathene Sohn.

Der Herr Pfarrer, welcher gestern uns wiederum besuchte, den ihr Kinder schon einigemal bey uns gesehen habt, hat an seinem Sohne, statt Freude, abermalen großes Herzeleid erlebt. Ich will euch in der Absicht einige seiner Bubenstückchen erzählen, damit ihr und alle Kinder, welche diese Geschichte lesen, ein warnendes und abschreckendes Beispiel an ihm nehmen möget. Gott bewahre alle Eltern vor ungerathenen Kindern!

Sein ungerathener Sohn, wie er ihn selbst nannte, weil er den Namen mit Recht verdient, besaß schon als Knabe trefliche Anlagen, nicht gemeine Fähigkeiten, und war von lebhaftem Temperamente; in seinen jüngern Kinderjahren erweckte er von sich nicht geringe Hoffnungen.

Er wäre vielleicht ein sehr brauchbarer Mann geworden, wenn seine übrigens religiösen Eltern — sein Vater war ein frommer eifriger Prediger, und seine Mutter eine gottesfürchtige Christin — die rechte Art ihn zu erziehen verstanden hätten; allein ganz falsch ist dieser Knabe behandelt worden, und kam bey höhern Jahren stets in solche Häuser, deren Personen von der Erziehung, besonders eines solchen Purschen gar nichts verstunden, das Unglück wollte bey ihm, daß stets, welches die folgende Geschichte beweiset, die verkehrtesten Mittel zu seiner moralischen Bildung gewählet wurden.

Statt der Freud und der Wonne ward er der Eltern Schmerz, und die Betrübniß über ihn kann wohl zum frühen Tode seines Vaters nicht wenig beygetragen haben, denn ein paar Jahre nach dem erlebten Herzeleid starb der Vater, und zwar plötzlich in seinem Berufe. Die Eltern hofften, ihre Lebenstage würden durch ihn, als den einzigen Sohn, erheitert und erfreuet werden, und so wurden sie durch ihn sehr getrübet.

Sein Kopf war aufgeweckt, seine Phantasie feurig und erfinderisch, seine Urtheilskraft scharf, sein Gedächtniß das glücklichste, das nur gefunden werden konnte; alles, was er that, geschah mit unbeschreiblicher Leichtigkeit. Dabey aber verstund er schon in früher Jugend die Kunst, sich bey den Eltern einzuschmeicheln, und seine jüngere Schwester zu verdunkeln. Zu frühe wurde er zum Beten, zum Lernen überhaupt, zum Stillesitzen, welches letzteres seiner Natur ganz zuwider war, angehalten; zu wenig durfte und konnte er sich mit solchen Sachen beschäftigen, wobey sein Geist und Körper zugleich in Thätigkeit wäre gesetzt worden; die meisten seiner Spielsachen bezogen sich auf stillsitzende und auf religiöse Gegenstände. Statt mit Peitschen und Pferdten sollte er sich nur mit Büchern die Zeit vertreiben. Der Mutter gefiel es sehr, wenn er wohl ganze Psalmen oder Lieder mit etlichen Versen, ohne sich nur zu besinnen, hersagen konnte. Vom Vater ward er in den Sprachen unterrichtet, er faßte leicht, ja selbst das Schwerste konnte

er bald behalten, und lernte ganze Seiten Wörter fremder Sprachen ohn' irgend anzustoßen genau auswendig.

In Gegenwart der Eltern nahm er die Maske an, als ob er kein Wäßerchen trüben könnte; doch hinter ihrem Rücken that er des Bösen viel, denn sein Kopf war voller Muthwillen, was nur zu spät die oft von ihm getäuschten Eltern erfahren lernten. Wenn diese sich vom Haus entfernten, so suchten sie ihn vor Müßiggang und unnützem Zeitvertreib durch Erlernung starker Pensen zu verwahren, anstatt daß sie ihm solche Beschäftigungen hätten machen sollen, die seinem Kopfe, seiner Munterkeit und seinen Fähigkeiten — da er keine stillsitzende Geschäfte, sondern solche liebte, wobey Geist und Körper sich thätig zeigen konnten — angemessen gewesen wären; er sollte nach dem Willen der Eltern ein stiller frommer Mensch werden, dagegen sich seine Natur strebte, die alles Stille, Einsame und Eingezogene haßte, die mehr das Freye, Gesellschaftliche, und solche Beschäftigungen vorzog, die Klugheit, Kühnheit

und Muth erforderten. Anstatt nun diesen Anlagen und Neigungen zu Hülfe zu kommen, sie zu bilden, zu regeln, zu ordnen und zu mäßigen, sollten sie nach ihrem Willen, unterdrückt und ausgerottet werden, weil sie allem Rauschenden, oder nach ihrer Sprache, allem Weltlichen, abgeneigt waren.

In der Abwesenheit der Eltern flatterte der lose Vogel, der gleich aus dem Kefig flog, bald da bald dort herum und übte voll von Muthwillen und verschlagener Kunst, viele schädliche Neckereyen aus, die er aber auf diesen oder jenen Kameraden zu wälzen geschickt verstund; nahte sich die Zeit der Wiederkunft der Eltern, so schlich er sich ins Haus, und auf seines Vaters Zimmer stille zurück, und lernte über Kopf und Hals, als wäre er nie von seinem Stuhle weggekommen. Voll Freude sprang er den wiederkehrenden Eltern gleich entgegen; begrüßte sie liebkosend mit den Büchern unter dem Arme, und fehlte auch nicht eine Silbe an dem, was er zu lernen hatte. Er trug wohl mehrere Zeit, zum Unglück für ihn selbst, die

Larve der Verstellung, bis einmal der Vater Gelegenheit hatte, ihm diese vom Gesicht wegzureißen.

Es liefen nemlich öfters Klagen über das Betragen des Söhnchens ein. Der Vater dachte: ich will und muß doch wohl den Grund derselben noch erfahren, und nahm deßwegen Abrede mit seiner Frau. Sie stellten beyde sich, als giengen sie in Besuch zu einem benachbarten Pfarrer; begaben sich aber ins nächste Haus, ohne Wissen des Söhnchens, aus dem sie dasselbe, und alle dessen Schritte, nebst seinem Beginnen und Thun sehr genau sehen konnten. Sie sahen nun mit eigenen Augen, welch eine große Verheerung das so artige Kind im Blumen-Garten anrichtete, und die schönsten und liebsten Blumen der Mutter gräulich vertilgte.

Bey ihrer Rückkehr kömmt er geeilt zu seiner Mutter mit der so traurigen Post der schrecklichen Verwüstung in ihrem Blumen-Garten, die Nachbars Martin — auf dessen Rechnung schon manche Bosheitsstreiche verübt wurden, und der deßwegen

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Sie sahen die Verheerung des Blumengartens.

im Pfarrhof in einem bösen Rufe stund und übel angeschrieben war, dessen Unschuld nun aber offenbar wurde — angerichtet habe, und der sich, da er von ohngefähr zum Fenster hinabgesehen hätte, schnell entfernet habe. Der Vater aber, sehr entrüstet, hob mit der rechten Hand den derben Stock empor, redete mit Donner-Stimme den frechen Buben an: Heuchler! Bösewicht! wir sahen dich, als du das Werk verübtest; schmerzhaft mußte nun sein Rücken den kräftigen Arm des erzürnten Vaters fühlen.

Allein diese bittere Kur wirkte nur auf kurze Zeit, und machte den muthwilligen Knaben schlauer und listiger. Muthwillen und Possen waren sein ganzes Leben und Wesen, und all sein Dichten war nur darauf gerichtet. Einmal hatte sein Vater ein Paar Brautleute aus der nahe gelegenen Stadt in den heiligen Ehestand einzusegnen. Der Bräutigam war ein gebrechlicher Mann, diesen machte er nun zum Gegenstand seines Muthwillens. Beinahe hätte dießmal sich derselbe nicht äußern können. Endlich bot sich

ihm eine erwünschte Gelegenheit dar. Als die Brautleute und Gäste in Bereitschaft waren, in Prozession in die Kirche zu ziehen, so entfernt sich noch der Bräutigam, auf den der muthwillige Knabe immer lauerte, und begiebt sich in das Apartement; schnell schleicht des Pfarrers Sohn ihm nach, und schiebt ganz leise den Riegel für; fliegt darauf im Vogelsfluge in die Kirche, damit er ja nicht im Hause, oder in deßen Nähe erblickt werde. Der Bräutigam wird vermißt, er wird im Garten, oben und unten im Hause gesucht, aber vergeblich; endlich hört man ihn rufen und findet ihn am genannten Orte. Der Verdacht fällt gleich auf den bekannten muthwilligen Knaben. Der Vater stellt ihn zur Rede; er gestehet wohl, daß er den Riegel vorgeschoben habe, doch versichert er, ohne zu wissen, daß der Bräutigam sich darinnen befände.

Er hatte auch eine starke Parthie Tauben, und trieb mit denselben einen kleinen Handel. Von ohngefähr kömmt er in der Stadt mit einem großen Liebhaber von schönen, bunten Tauben

zusammen, diesem erzählte er von seinen wunderschönen Tauben, und erregt in ihm die Begierde, sie ihm abzukaufen. Sie werden des Handels eins. Was thut mein Taubenhändler? er eilt nach Hause, und bemahlt seine weissen Tauben so, wie er sie beschrieben hatte. Des andern Tages kömmt ein Bote, überbringt das Geld, und holt die bemahlten Tauben ab. Je mehr und öfter diese sich baden, je mehr entfärben sie sich, bis sie sich in ihrer angebornen Farbe wieder befanden, und der Liebhaber sich betrogen sah. Der junge Pursche füllte ihn aber nur mit Spott an, und sagte: wie konnten Sie denn glauben, daß unsere Feld-Tauben auf die von mir beschriebene Art gefleckt seyen?

Ein guter Freund besuchte einst seinen Vater zu Pferde. Die Zeit der Rückkehr nahet sich, dem Sohn wird aufgetragen, das Pferd aus dem Wirthshause zu holen; dieß gab ihm neue Gelegenheit, seinen Muthwillen auszulaßen. Er läßt sich im Wirthshause in ein Arzneygläschen einen Schoppen Kirschenwaßer geben,

schüttet dasselbe heimlich dem Pferd in die Ohren, sagt zum zurückkehrenden Reiter: Sie haben ein sehr muthiges Pferd, das aber sonsten Lammfromm war. Das Pferd schüttelt ungewöhnlich mit dem Kopfe, fliegt im raschen Fluge mit dem Reiter fort, macht Seitensprünge, und wäre der Reiter nicht so sattelfest gewesen, so hätte es ihn ohne weiters abgesetzt, denn so ritt er in seinem Leben nie! Welch ein Unheil hätte der muthwillige boshafte Pursche anrichten können!

So zeigte er auch seine muthwilligen unsittlichen Streiche bey einem Gastmahle, das seine Eltern guten Freunden gaben. Der Vater ward nemlich zum Stadtpfarrer berufen. Nach einigen Wochen giebt er seinen Kollegen und andern guten Freunden das erwähnte Gastmahl. Der Sohn studierte, wie er nun auch bey dieser Gelegenheit seinem Muthwillen freyen Zügel schießen laßen könne. Man kocht, siedet, bratet, backet, die Zurüstungen sind groß, der Geschäfte im Hause sind viel. Die Gesellschaft ist beysammen; er spielt auf dem Fortepiano zur Bewunderung aller Anwesenden;

sicher er wäre ein Meister auf demselben geworden. Als er aber bemerkte, daß seine Eltern ein großes Vergnügen daran fanden, und sich für den so mannigfaltigen Verdruß durch ihn verursacht, dadurch einigermaaßen entschädiget sahen, so zeigte er plötzlich keine Neigung mehr dazu. — Welch ein boshaftes Kind, das alles that, was die Eltern kränkte! Während daß die Magd aus dem Hause geschickt wird, um einem armen Kranken, die man nie bey Freudenmahlen vergessen soll, auch etwas von den nährenden, köstlichen Speisen zur Labung zu bringen, schleicht er sich in die Küche, spionirt alles aus, entdeckt eine Pastete, in derselben ein Huhn, eilt fort, holt eine alte Perücke vom Vater, nimmt das Huhn zum Verzehren heraus, und legt die Perücke ganz nett hinein. Als die Pastete aufgetragen, der Deckel abgenommen wird, erschrickt man nicht wenig über die Inlage. Vater und Mutter fiengen vor Betrübniß zu weinen an, und die Freude ward durch den muthwilligen Sohn in nicht geringes Leid verwandelt. Da nähere Freunde die

Neigung zum Militair bey dem Purschen zu bemerken glaubten, so riethen sie den Eltern desselben, ihn in eine militairische Schule zu thun. Diese schauderten aber und bebten vor diesem Gedanken zurück. Wie glücklich aber würden sie gewesen seyn, wie viel Kummer und Thränen sich ersparet haben, wenn sie diesem klugen Rathe gefolget hätten.

Man könnte ein ganzes Buch von seinen muthwilligen Streichen anfüllen. Noch einen will ich erwähnen, weil er zugleich seine Gewandtheit im Raisoniren anzeigt.

An einem Geburtstage seiner Mutter präsentirte er derselben einen schön geputzten Todtenkopf mit den Worten: dieser Tag erinnert Sie an Ihren Eintritt in die Welt, aber auch zugleich ist er Erinnerung an den Austritt aus derselben, und hiezu ist dieser Schädel sehr geschickt.

Er sollte nemlich Chirurgie und Medizin studiren, und wurde also durch einen geschickten Mann in den Vorkenntnißen unterrichtet. Als ihm sein

Vater das Unschickliche und Beleidigende an dem Geburtstage der Mutter vorhielt, so entgegnete er: diese Gegenstände gehören zu meiner Kunst. Allein ehe er diese erlernte, so gieng er freywillig in fremde Militairdienste, vor welchen seine Eltern sich jederzeit entsetzten. Nach ein paar Jahren bereute er seinen Schritt, und bat, ihn zu lösen. Jedermann rieth es den Eltern ab. Als er aber nach Verfluß von 4 Jahren unverhofft auf Urlaub nach Hause kam, so bat er dringend, ihn doch zu befreyen. Da man auch eine gänzliche Aenderung und Beßerung an ihm zu bemerken glaubte, und es noch genug Zeit war, die Medizin zu studiren, so erhörten endlich die Eltern seine Bitten. Er reiste darauf auf eine Universität ab, und versprach alles Gute. Würde er sein Versprechen gehalten haben, so wäre er ein wohlthätiger Helfer der Menschheit geworden, da ihn die Natur mit großen Gaben ausrüstete. Aber siehe! theils thaten seine Eltern wieder einen Fehlgriff, sie thaten ihren Sohn zu einem Manne, der ihn zu strenge hielt, und ihm doch nicht gewachsen war.

Er verübt aufs neue manche liederliche Streiche, und um den Strafen auch von Seiten der Akademie zu entgehen, tritt er aufs neue bey dem vorigen Monarchen, dem er schon 4 Jahr gedienet hatte, in Militairdienste, und nimmt noch eine Dirne mit. Dieser Schritt beugte seinen Vater völlig. — Seit dieser Zeit ließ er nichts mehr von sich hören; wahrscheinlich wird er in den vielen blutigen Kriegen seinen Tod gefunden haben. Mehr Schmerz für die Eltern, als Freude! Kinder betrübet eure Eltern nicht!

IV.

Was Rachsucht der Eltern für einen Schaden stiften kann.

Don Josepho, ein junger Portugiese, ein edler Jüngling, erzogen in allen den Künsten, die seinem Stande angemessen waren, gebildet an Körper und Geist, fein von Sitten, artig im Betragen, leutselig gegen Andere, sanft in

Worten, wohlthätig gegen Bedrängte, weise und klug im Handeln und Thun, scharf und richtig in der Beurtheilungskraft; die Bewunderung Aller, die Freude der Verwandten, die Wonne der Eltern.

Nicht entgieng er den Augen der Schönen, denn er nahm alle bald für sich ein; aber auch er besaß ein Herz, das der Liebe sich öfnete. Donna Josepha bezauberte ihn, und er die Donna Josepha; eine schön gewachsene, fein gebildete und hochherzige Schöne. Lange trugen sie die Gefühle gegen einander in ihren Herzen, ohne sich gegenseitig zu erklären. Don Josepho wünschte Donna Josepha zu besitzen, und Donna Josepha hielt sich für glücklich, einstens an der Seite Don Josephos zu leben; ein Blick von ihr wird zur neuen Liebes-Flamme; ein Hände-Druck von ihm ist elektrischer Funke für das liebende Herz. Auf den Spaziergängen sucht ihr Auge den Don Josepho, und sein blitzender Blick spähet nur der Donna Josepha nach; hat er sie gesehen, so eilt er wie auf Fittigen getragen, und ist

unversehens ihr zur Seite, welches sie bis in das Innerste des Herzens ergötzt. Beyde wissens zu lenken, daß zwischen den beyderseitigen Eltern Freundschaft entstehet. Wo gab es unter der Sonne wohl glücklichere, als sie? nach ihrem Gefühl. Jetzt kamen sie öfters zusammen, jetzt gab es mehrere Lust-Parthien, an denen auch sie Theil nehmen durften. Dieß war für sie ein wahres Wonneleben, Tag und Nacht träumten sie nur von einander. Den Eltern entgieng nicht die angesponnene Freundschaft der Kinder, die immer enger und heiliger ward.

Einst saßen sie mit einander in einer schattichten Laube; starr war der Blick der Donna Josepha auf ihren im Herzen erwählten Don Josepho gerichtet, dieser umfaßet sie sanft, und drückt ihr den Kuß stets glühender Liebe mit dem heiligsten Schwur auf ihre holdseligen Lippen. Er fühlte ganz, was er schwur. Sie höret den Schwur, erröthend erwiedert sie ihn. Noch glücklicher als je waren Sie nun. Es floßen mehrere Monate im seligsten Vereine dahin, den reine Liebe nur

stiftete. Sie dachten sich nicht die Möglichkeit je von einander getrennt zu werden, weil selbsten die Eltern denselben auch billigten. Aber der Dämon der Liebe nagt an dem Bund. Da er von Seiten der Liebenden gar nichts vermochte, ihn vielmehr noch fester anknüpfte, so versucht er seine Kunst an den beiderseitigen Eltern, und ist glücklicher bey diesen, entzweyet dieselben so bitter, daß die feindseligsten Streitigkeiten unter ihnen entstunden. Was kümmert aber die Liebenden die entstandene Kälte der Alten? wird doch ihr Herz durch die feurigste Liebe beständig erwärmt, sucht er vielmehr die getrennten Gemüther der Eltern einander wieder zu nähern; freilich vergebens, denn die Erbitterung derselben über einander nimmt immer mehr zu. Die Heirath muß sich zerschlagen, so donnerts in den Ohren der Liebenden. Je näher aber und stärker der Donner, je näher der Ausbruch des verheerenden Gewitters, die heiligste Liebe zu vernichten, desto mehr wird der Schwur der Treue erneuert. Auf einmal wird von den Eltern der Donna Josepha dem

Jünglinge ernstlich verboten, seiner Geliebten jemals wieder zu nahen; und Donna Josepha erhielt die strengste Weisung, an keine Verbindung mit Don Josepho in ihrem Leben zu denken. Sie bittet, sie flehet, weinet roth ihre Augen, ringet die Hände, beschwöret die Eltern, aber alles umsonst, die Herzen derselben bleiben unerweicht. Schreckliches Verhängniß! vom gewünschten nahen Ziele auf einmal gänzlich entfernet zu seyn! Doch was vermag nicht die Liebe, die stärkste Gewalt muß ihr oft weichen. Das treue junge Paar weißt ein zärtliches geheimes Verständniß zu unterhalten, ja bahnte sich Wege, zu einigen, freilich verstohlenen Zusammenkünften. Je öfter diese gelingen, je sicherer werden die Herzen. Sie werden plötzlich bey einer solchen geheimen Zusammenkunft überrascht, und nun strengere Maßregeln genommen, sie ohnmöglich zu machen.

Um sie völlig zu vernichten, wandte sich der Donna Josepha Vater, der von Erbitterung und Rache immer fürchterlicher glühet, an den Minister des

Hofes, deßen Vertrauter er war, und wirkt bey diesem die Verbannung des Liebhabers nach Brasilien aus, unter dem Vorwande: er hätte seine Josepha wollen entführen. Der Minister war ein Staatsmann von vielen Einsichten, sehr unternehmend und freydenkend, aber auch heftig und gewaltsam in seinen Maaßregeln. Er beförderte den tiefgesunkenen Ackerbau des Landes, die Manufakturen, die beßere Gelehrsamkeit, überhaupt eine freyere Denkungsart als bisher herrschte, und behauptete die Rechte seines Königs mit vielem Muthe.

Don Josepho muß vor dem Minister erscheinen, der ihm sein Unrecht vorhält; allein der edle Jüngling, sich einer solchen Handlung, nicht einmal eines solchen Gedankens und Entschlußes bewußt, leugnet die ihm angedichtete Schuld, erklärt sie für boshafte Verläumdung. Der Minister verlangt von dem Jüngling, dem Einverständniß zu entsagen, und alle Hoffnung zu einer Verbindung mit Donna Josepha aufzugeben. Allein der Jüngling erklärt: dieß vermöge er

nicht, sein Herz hange zu fest an der Donna Josepha; selbst alle Drohungen nicht achtend, erkläret er frey: er sey zu allem gefaßt. Der Befehl wird ertheilt, plötzlich abzureisen.

Don Josephos Eltern, nicht so mächtig, um auf den Minister zu wirken, suchen doch ihren unschuldigen Sohn von dem Exil zu befreyen, aber sie waren zu schwach. Verzweiflungsvoll unterwerfen sie sich sammt ihrem unschuldigen und unglücklichen Sohn der Uebermacht. Nie war es diesen möglich, den Verbannungs-Ort ihres verwiesenen Sohnes zu vernehmen, denn sehr geheim ward er gehalten. Donna Josepha ist in ihrem Leide über die gewaltige Trennung von ihrem Geliebten, und über sein hartes Schicksal, das sie gerne mit ihm getheilt hätte, und über das harte Geschick, nicht einmal ein Lebewohl! dem Leidenden und Unglücklichen sagen zu können, gränzenlos betrübt. Doch erlosch nie in ihrem liebenden, leidenden Herzen die Hoffnung, ihren Geliebten wieder zu sehen, obgleich diese immer matter wurde. Sie erklärte aber die Hoffnung für die Seele des Lebens.

Ihr Vater wünschte, da er glaubte, daß nun ihr Schmerz geendiget und der Geliebte vergessen sey, ob er wohl von dieser Seite seine geliebte Tochter zu wenig kannte, daß sie sich verheirathen möchte, und war so glücklich, mehrere glänzende Partien aufzufinden; bey jeder neuen glaubte er fest, daß die geliebte Tochter einwilligen, und ihm die Freude machen werde, ihn zum Grosvater zu machen.

Aber seine Tochter verschloß ein edleres Herz, als daß sie ihr Wort der Treue, so lange der Geliebte noch lebte, brechen sollte. Jede Parthie, so glänzend und anlockend sie auch war, schlug sie standhaft aus; stets mußte der Vater aus ihrem Munde das Verlangen hören: Geben Sie mir meinen Don Josepho, den ich bis in den Tod liebe, für den ich lebe und sterbe, sonsten, ich versichere Sie, gebe ich keinem Jüngling Hand und Herz.

Die Mutter gerührt durch die Leiden ihrer Tochter, bat selbsten öfters den Vater, die Gesundheit

und das Leben seiner Tochter, die er doch sonsten sehr liebte, zu schonen, und ihr ihren Don Josepho wieder durch den Minister zu geben. Allein er war unerbittlich, sein Herz zu hart und seine Seele zu rachsüchtig. Lieber sahe er selbsten seine geliebte, edle Tochter leiden, als daß er seiner Rachsucht ein Opfer gebracht hätte.

Endlich entschließt sich Donna Josepha, da alle Hoffnung völlig erloschen schien, Ihren Geliebten je wieder zu sehen, in einer Klosterzelle, ohne irgend ein Gelübde abzulegen, ihre Lebenstage zuzubringen. Der Vater sträubte sich lange, aber vergebens. Die Tochter ließ sich nicht mehr abwenden, und so machte sie ihm auch eine schmerzliche Wunde, so daß er beinahe sich entschloßen hätte, den Minister um die Zurückberufung des Don Josephos zu bitten, wenn es sein unversöhnliches und rachsüchtiges Herz zugelaßen hätte. Während des Einsiedler-Lebens in Brasilien des Don Josephos und der Donna Josepha im Kloster, kömmt das Leben des Königs in einer Nacht in Gefahr. Es ist

ein meuchelmörderischer Anfall auf ihn gemacht worden, ihn zu ermorden, er wird aber nur gefährlich verwundet. Sogleich spürt man dem Thäter und den Mitverschwornen nach, ohne aber auf eine Spur zu kommen, außer daß sich ein gewißer Ruperto eingeschift habe, ohne zu erfahren, wohin? Dieser kam in Verdacht, man suchte seiner habhaft zu werden, aber menschliche Kunst war hiezu zu schwach. Zwey Jahre schwinden unter fruchtlosen Nachforschungen dahin.

Don Josepho erfuhr nun auch in Brasilien diesen meuchelmörderischen Anschlag auf das Leben des Königs, vernimmt, wie unermüdet thätig man noch immer sey, um des Verbrechers habhaft zu werden. Blizschnell fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, die Rolle dieses Ruperto zu spielen. Er vertraute daher sein vorgebliches Geheimniß einigen Leuten, von denen er gar wohl wußte, daß sie ein solches Geheimniß nicht bey sich verschließen, sondern es verrathen würden, und hätten sie es nicht gethan, so war er

entschloßen, sich selbsten freywillig für den Ruperto anzugeben.

Er wird verhaftet, ins Gefängniß geworfen, gefesselt an Händen und Füßen. Er wird verhört, aber er gestand weiter nichts, als ich bin Ruperto. Man berathschlagte sich lange, ob man ihn in Brasilien, welches reiche Land der Krone Portugall gehört, verurtheilen und hinrichten, oder nach Portugall zurückschicken solle. Endlich wurde beschloßen, die Entscheidung vom Minister einzuholen. Dieser schickt nach Brasilien den Befehl, man solle den Ruperto wohl verwahrt nach Portugall zurückschicken; denn er hoffte die ganze Verschwörung und alle Mitschuldigen sicher zu entdecken. Es wird allgemein bekannt, daß der Thäter habhaft sey. Der Minister freuet sich schon zum voraus, neue Ehrenbezeugungen von seinem Könige zu erhalten, für seine gekrönten Bemühungen, die Verschwörung, die Theilnahme und den Thäter endlich glücklich entdeckt zu haben.

Don Josepho, als Ruperto, kömmt unter den schrecklichsten und grausamsten Mißhandlungen

in seinem Vaterlande an. In ein fürchterliches tiefes Gefängniß wird er geworfen, und enge geschloßen. Lange schmachtet er in demselben; er bittet beständig, doch einmal das Urtheil über ihn zu fällen, und ihm sein Recht anzuthun. Allein bey allen angestellten Verhören und Untersuchungen, bringt man weiter von ihm nichts heraus, als: ich bin Ruperto. Er wird gepeiniget, gemartert zu einem andern Geständniß, aber umsonst: er bleibt bey dem Geständniß, ich bin Ruperto, und weiter bekennt er nichts. Die Richter machten von ihren angestellten Verhören, in welchen sie ihn den Verstockten nannten, an den Minister Bericht. Dieß geheimnißvolle sonderbare Benehmen des Verbrechers fällt dem Minister auf, und er vermuthet, daß vielleicht Große des Hofes Theilhaber der Verschwörung seyn könnten, er entschließt sich, die Untersuchung in eigener Person vorzunehmen. Er läßt den Gefangenen tief in der Nacht in seinen Pallast kommen, ohne daß irgend je eine andere Person, nicht einmal der geheime Sekretair anwesend war,

Der Gefangene wird geweckt; er frägt, ob das Urtheil über ihn gefällt sey, und an ihm nun nächtlicher Weile vollzogen werden sollte. Er wünschte doch vorher noch einen Beichtvater zu erhalten, um beichten zu können. Es ist noch kein Urtheil gefällt, sondern der Minister läßt den Gefangenen vor sich rufen. Der Minister? rief Don Josepho. Gott! welch eine Scene wirds geben! Doch zweifelt er, ob der Minister ihn noch kennen werde, denn die erfahrnen Mißhandlungen, das lange Schmachten im Gefängniß hatte ihn völlig entstellt, und beynahe unkenntlich gemacht. Mit Ketten und Banden erscheint Don Josepho vor dem Minister. Gränzenlos ist sein Erstaunen, als er den Don Josepho erkannte. Ha! Unglückseliger! rief er aus, da auch Unwillen in seinem Innern tobte, seinen schönen Triumph, die Verschwörung entdeckt zu haben, vereitelt und vernichtet zu sehen — welch einem entsetzlichen Schicksal hast du dich Preis gegeben! Weißt du wohl, daß du bey dem Namen Ruperto Gefahr liefest, in Brasilien verurtheilt und hingerichtet zu werden?

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Der Minister?

Ja, mein Herr! versetzte Don Josepho mit ruhigem und ernstem Tone, ich wußte es genau, ich überlegte es genugsam, aber wissentlich und kaltblütig mit entschloßenem Muthe stürtzte ich mich in Todesgefahr; und nur die Vorsehung, die meine unschuldige Verbannung und meine gränzenlose, treue Liebe kennet, hat mein Schicksal anders geleitet, und mich wieder nach Portugall geführet. Ich erkläre frey: unter den Händen des Henkers mit unschuldigem Herzen zu sterben, ist für mich minder furchtbar und schrecklich, als das namenlose Unglück, in glänzendster Pracht und Herrlichkeit ohne die Geliebte meines Herzens zu leben, und in diesem Augenblicke wäre mir der Tod angenehmer als das fernere Leben. Entweder meine Donna Josepha, von der ich gewiß weiß, daß sie noch lebt, wieder zu sehen, oder zu sterben — dieß ist mein Loosungswort, so lange ich noch bin.

Mit großem Staunen hörte der Minister dem entschloßenen Jüngling, der voll Feuer und heiligem Enthusiasmus sprach, zu; er konnte ihn nicht genugsam bewundern, wie eine so gränzenlose Liebe ihn zum verzweiflungsvollsten Schritte leitete, so beherzt, so standhaft machte. Eine Zeitlang ließ ihn die Bewunderung gar keine Worte finden, und ihn zur Sprache kommen, sie machte ihn stumm. Endlich übermannte die so heroische Leidenschaft des Jünglings auf zauberische Art, den lange Zeit gewesenen Gefühllosen; eine solche Rührung fühlte er noch nie, so lange er die Ministerstelle bekleidete. Er heftet voll innigen tief gefühlten Mitleidens sein Auge auf den Don Josepho.

Beym Himmel! rief er staunend aus, Don Josepho! du bist weit erhabener als ich! scheinst mehr als Mensch zu seyn! wahrlich, deine wunderbare mächtige Liebe verdienet Belohnung!

Höheres Leben fühlte der Jüngling bey diesen Worten, er schien neu belebt zu seyn; eine sanfte Röthe mischte sich in die Leichenblässe seines

abgehärmten Gesichts. Voll freudiger Hoffnung, seine Donna Josepha in seine abgezehrten und durch die Fesseln verwundeten Arme schließen zu können, wagte ers, den Minister zu fragen: worinn die Belohnung bestehen sollte.

Der Minister erwiederte im Tone der Sauftmuth und Liebe: Donna Josepha ist die Deinige! ich will selbst, so bald der Tag anbricht, die Eltern derselben zu mir rufen laßen, mit ihnen reden, will Aussöhnung zwischen ihren und deinen Eltern stiften, und dann eure Verbindung zu Wege bringen.

Wie aber, versetzte Don Josepho, wenn die Eltern der Donna Josepha nicht wollen?

Sey guten Muths! sie müßen!

Diese Worte bezahlten alle Leiden des Jünglings mit reichlichem Wucher, und heilten alle seine Wunden. Es fielen gleichsam von selbsten die Fesseln von seinen Händen und Füßen, die ihm der herbeygerufene Gefängnißwächter abnehmen mußte. Er wurde hierauf in ein prächtiges Schlafzimmer zum Ausruhen nach glücklich überstandenen Leiden geführt.

Am frühen Morgen wird der Vater der Donna Josepha gerufen, und bald darauf des Jünglings Vater. Der Minister stiftet Versöhnung, und versüßet nun die, den Liebenden zugefügten Leiden durch die erwünschteste Verbindung.

Donna Josepha, noch unbewußt mit dem, was vorgefallen war, betet gerade auf ihren Knieen liegend, für ihren Geliebten in Brasilien, als ein Bedienter ihres Vaters in ihre Zelle eintritt, mit der Nachricht: Don Josepho, der Geliebte, ist hier, zwischen beyderseitigen Eltern ist Versöhnung gestiftet, und der Tag der Trauung ist nahe. Bey diesen Worten färbten sich ihre durch nagenden Kummer und Schmerz gebleichten Wangen.

Don Josephs fällt dem Minister zu Fuße, ihm für sein neues Glück herzlich zu danken. Stehe auf, edler Jüngling! rief derselbe, lang waret ihr Beyde geplagt, seyd nun auch lange recht glücklich! vergeßt eure Leiden!

Donna Josepha flog mit offenen Armen in die offenen Arme ihres Don Josephos: o mein Geliebter!

daß ich dich wieder sehe; nichts soll uns trennen, als nur der Tod — ewig, unzertrennlich mein, o meine Geliebte! Mit fröhlichem Herzen und geheilter Seele, flogen sie mit einander zum Trauungs-Altar. Von nun an lebten beyde Häuser in der schönsten Eintracht und dem süßesten Frieden, nachdem Unversöhnlichkeit und Rachsucht namenlose Leiden selbst schuldlosen Seelen verursacht hatte.

V

Unvorsichtigkeit der Eltern bringt den Kindern Schaden.

Schon die treflichsten Eltern begiengen bey dem eifrigsten Bemühen, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen, damit sie auch einstens Früchte ihrer Erziehung trügen, welche Staat und Vaterland kosten könnten, nicht geringe Unvorsichtigkeit, besonders bey Kindern, denen sie zu viel zutrauten, von welchen sie glaubten, daß sie schon selbsten

Herren über ihre Leidenschaften seyen, obwohl gerade in diesen Jahren diese eben zu heftig sind, und vorzüglich dann jede Gelegenheit abgeschnitten werden muß, damit diese Leidenschaften nicht stärker erwachen, losbrechen, und die Gesetze der Sittlichkeit verletzen.

Freilich sollte man glauben, daß Jünglinge von 20 — 22 Jahren, wie auch die Töchter in diesem Alter, keine Aufsicht mehr nöthig haben sollten; aber eben in diesen Jahren ist oft die Aufsicht der Eltern auf ihre moralische Aufführung doppelt nöthig. Schon oft haben Kinder in jüngern Jahren aus Unvorsichtigkeit der Eltern an ihren Körpern Schaden genommen, aber die moralischen Fehler sind gewiß bedeutender als jene. Folgende Geschichte zeiget gewiß, wie nachtheilig Unvorsichtigkeit über Jünglinge und Mädchen von Seiten der Eltern sey, wodurch Eltern sich selbsten Kummer und Schmerz zuzogen, und die Kinder die Unschuld ihres Herzens verlohren.

Ein sonst würdiger Landpfarrer hatte von seinem Bruder, der mehrere Kinder hatte, deßen älteste Tochter in sein Haus aufgenommen, um ihm eine Sorge abzunehmen; sie wuchs unter seiner, und seiner Frauen Aufsicht zur Freude heran, nahm nicht nur an Körpers-Größe zu, sondern wuchs auch in allen Kenntnißen des Geistes, und den Einsichten weiblicher Arbeiten und Geschäfte; sie bemerkten an ihr keine Ausgelaßenheit, Flatterhaftigkeit, sondern Bescheidenheit, Sittsamkeit und einen gewissen Ernst, der öfters an dem weiblichen Geschlechte selten ist und vermißt wird. So wuchs sie mit seinen eigenen Kindern, 3 Söhnen und einer Tochter, heran, und alle hielten sich unter einander für nichts anders, als Geschwister; denn keines wußte in jüngern Jahren, daß das größere Mädchen, und beinahe das älteste unter ihnen, Baase, nächste Blutsverwandtin zu ihnen sey. Erst bey höhern Jahren erfuhren sie dieses.

Nicht weniger nahmen auch die eigenen Kinder des Pfarrers an Alter und Kenntnißen rühmlich

zu. Schön geschmückt mit mancherley Vorkenntnißen besucht der älteste Sohn die vaterländische Universität. So oft er in den Ferien von dem nahen Musensitze ins väterliche Haus auf einen kurzen Besuch zurückkehrte, kömmt er mit einem reichern Schatz von treflichen Kenntnißen zurück, und mit Freuden unterhielt sich der Vater mit dem wissenschaftlich gebildeten Sohn. Er war die Freude aller seiner Lehrer auf der hohen Schule. Besonders genoß er die Gunst und Unterstützung in seinen Studien eines ausgezeichneten Lehrers derselben Universität, der nicht nur die Zierde des ganzen Landes war, sondern auch nachher als der vorzüglichste Kanzelredner Deutschlands allgemein anerkannt, dessen früher Tod schmerzlich betrauert wurde.

Gegen das Ende seiner akademischen Laufbahn, wo er schon trefliche Proben seines Fleisses und seiner nicht geringen Kenntniße öffentlich abgelegt hatte, macht er abermahlen einen Besuch bey seinen Eltern. War sein Geist schön, empfahl er sich durch anmuthige Sitten, so war er auch

nicht weniger seinem Körper nach einnehmend, und die ausgewachsene Baase kam ihm mit Artigkeit, Gefälligkeit und freundlichem Gesichte stets entgegen. Die Eltern prophezeiheten sich nichts Arges daraus, auch fiel es ihnen gar nicht auf, daß die beyden jungen Leute, als so nahe Anverwandte, die mit einander von Jugend auf unter einem Obdach lebten, schliefen, erzogen wurden, spielten und heranwuchsen, so liebend mit einander lebten, weil sie glaubten, daß keine physische, sondern nur moralische Liebe sie an einander faßte; sie wähnten, jene würde bey ihnen, da sie ja stets als Geschwister lebten, im geringsten nicht erwachen. Sie trauten daher ihnen mehr zu, als der sinnliche Mensch zu ertragen vermag. Ja sie begiengen die unverzeihliche Unvorsichtigkeit, die sich kaum begreifen, und fast mit Nichts entschuldigen läßt, als daß sie ein allzugroßes Zutrauen in diese jungen Leute setzten, dieselbe in einem Zimmer schlafen zu laßen. Das Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe. Sie lernten sich nun näher kennen,

die physische Liebe siegte über die moralische Liebe.

Diese Unvorsichtigkeit von Seiten der Eltern und der Geliebten hätte sie schrecklich strafen können, denn ein parmal stand die Geliebte, welche die Krone der Jugend verscherzte, in der Versuchung, freywillig aus dieser Welt zu gehen, wenn nicht die bessern Grundsätze der Religion, da noch nicht alle mit diesem Fehltritt ausgerottet waren, sie davon abgehalten hätten. Doch mußte sie den grössern Theil der Schande tragen.

Um nicht ihrem Geliebten an einer Beförderung, die nahe war, hinderlich zu werden, mußte sie sich dazu verstehen, erniedrigend sich darzustellen, und anzugeben, daß sie den Knecht des Hauses, der durch Zufall gerade den gleichen Geschlechtsnamen der Familie führte, zum Vertrauten ihrer weiblichen Geheimniße gemacht hätte. Dieß schmerzte sie eben so sehr, als sie den Verlust ihrer Unschuld beweinte.

Die Pflegeltern mußten sich selbst die bittersten Vorwürfe machen, und mit Nachsicht und

Schonung die Muhme behandeln, damit dieser ihr unglücklicher Fall nicht noch mehr empfindlicher und fühlbarer werde. Auch konnten sie gar nicht die gerechten Vorwürfe des Bruders, der sehr erzürnt darüber, und wegen seiner Tochter Unglück außerordentlich betrübt war, von sich abwenden.

Statt, daß nun der Sohn eine Beförderung im Predigtamte suchte, die er in Kurzem erhalten hätte, giebt er sich Mühe, eine Anstellung an einer Lehranstalt, deren mehrere im Lande waren, zu bekommen. Dieß gelang ihm gar bald. Man wunderte sich zwar Anfangs nicht wenig, daß er diesen Lehrstand erwähle, zumal, da er so trefliche Anlagen zu einem Kanzelredner hatte. Aber bald klärte die Sache sich auf, denn nach erhaltener Anstellung machte ers sich zur Pflicht, die Geliebte nicht trostlos ihrem Schicksale zu überlaßen, sondern führte sie zum Trau-Altar. Ohne diese Unvorsichtigkeit aber hätte er eine weit ruhigere und einträglichere Pfarrstelle erhalten, und seine nächste Baase zur Gattin nehmen können. Die Zwischentage waren für beyde, besonders für

das Mädchen eine sehr peinigende und qualvolle Zeit, die nicht über sie gekommen wären, wenn sie mehr über sich gewacht, und die Eltern mehr Vorsicht angewendet hätten.

VI.

Gebrochene Treue.

Oft versprachen sich Liebende heilige Liebe und unverbrüchliche Treue unter den feurigsten und heiligsten Angelobungen, den redlichsten Versicherungen, nie das Wort zu brechen, nie das Versprechen zu verletzen, sondern fest und sicher zu halten.

Ist eine solche Verlobung mit Wissen und Einwilligung der Eltern geschehen, denen man reifliche Prüfung zutrauen kann, so ists immer tadelnswerth, wenn nicht ganz besondere triftige Gründe sich vorfinden, dieselbe wieder aufzuheben, wenn nur blos die Launen eines veränderlichen und wetterhahnischen Weibes an solch einer Verbindung keinen Gefallen mehr finden.

Ist aber eine solche Verlobung blos eine sogenannte Winkelverlobung, die ohne Wißen der Eltern, oder wohl gar gegen ihren Willen, frey von allem starren Eigensinn derselben, geschehen, so steht es immer in der Macht der Eltern, ihre Vollziehung zu hemmen, und das gethane Gelübde aufzulösen, weil öfters eine solche Verlobung blos das Werk eines Schwindelgeistes, und eines von Liebe berauschenden Augenblickes ist. Daher haben sich besonders die Mädchen vor einer zu vertrauten Bekanntschaft zu hüten, wenn sie nicht mit Wahrscheinlichkeit hoffen können, daß sie dadurch ein engeres, für sie vortheilhaftes unzertrennliches Bündniß schließen können, und nie einem solchen Versprechen mit fester Zuversicht, die Erfüllung werde ohne Zweifel erfolgen, Glauben beyzumeßen, damit nicht ihre Ruhe gestört, oder sie an einer anderweitigen glücklichen Verbindung gehindert werden. Ob übrigens Verbindungen mit Wissen und Zufriedenheit beyderseitigen Eltern eingegangen werden dürfen, kann gegenwärtig nicht erörtert werden; sie haben

auch schon die Stimmen mancher Klugen gegen sich gehabt, aber doch noch mehrere Stimmen für sich, weil öfters wesentliche Vortheile schon daraus geflossen sind.

Wie aber ein gebrochenes Wort sehr oft höchst nachtheilig ist, meistentheils aber unglücklich auf das Gemüth der Verlassenen wirkt, soll folgende Geschichte erörtern, und unwiderruflich darthun.

In Mongau befand sich ein junger Bräuer, ein wohlgewachsener junger Pursche, lustig und munter in seinem Wesen, manierlich in seinen Sitten, ehrlich in seinem Betragen, gutmüthig gegen Andere, und da er der Sohn eines wohlhabenden Mezgers aus Dörliz war, so kleidete er sich nicht nur sehr nett, sondern sparte auch bey Gesellschaften und Lustparthien gar nicht, zeigte sich vielmehr, und erwarb sich dadurch den Namen des reichen Christophs. Als Arbeiter suchte er seines Gleichen, deßwegen hatte ihn auch sein Dienst-Herr sehr lieb und gerne. Dieser Christoph lernte bey einer Hochzeit, die in dem Wirthshause war, wo er als Bräuer stand,

die schöne Beckentochter, Barbara genannt, die man aber nur das schöne Babchen hieß, kennen. So öfters faßte er sie schon ins Auge, aber noch nie hatte er Gelegenheit so nahe mit ihr zusammen zu kommen, als nun. Sie drehte sich zierlich im Tanze herum, denn sie war leicht auf den Füßen, dabey von munterm Sinn, fröhlichem Herzen und scherzhaftem Geiste; beyde simpathisirten, gefielen sich bald, gewannen einander wohl lieb. Babchen bleibt länger, als sie sonsten gewohnt war, denn eine Stunde kam ihr wie eine Minute vor, Christoph denkt an keinen Schlaf, wenn er schon die ganze Nacht vorher gewacht hatte, da es im Bräuhaus Arbeit gab. Er begleitet sie nun ganz sittsam nach Hause. Sie denkt von nun an blos an Christophen, und Christoph nur an Babchen; ja wo es ihr möglich war, geht sie bey deßen Bräuhause vorbey, um den schlanken, netten und lustigen Bräuer zu sehen, und er geht ihr so oft zu lieb, als es immer nur seyn konnte. Wenn es eine öffentliche Lustbarkeit gab, an der er Theil nehmen konnte,

so säumte er nicht, sie mit Babchen zu theilen, und diese suchte die Freude stets angenehm zu würzen. So wurden sie immer an einander fester gezogen, und sich selbst unentbehrlich.

Der reiche Christoph hielt sich alleine nur glücklich, wenn Babchen die seinige seye. Schon lange war das Mädchen von seiner Liebe gegen sie überzeugt, aber sie muste sich ebenfalls sagen: ich liebe Christophen. Daher ward seine Erklärung, die er einstens dem schönen Babchen machte, so bald mit ähnlicher Erklärung erwiedert. O unselige Stunde für das fröhliche und schöne Babchen! Noch öfters wird das Gelübde erneuert, beym züchtigsten Genuße der Liebe; denn nie verletzten sie der Keuschheit-Schranken, nie ward er mit den weiblichen Geheimnißen vertraut, züchtig und rein war beständig ihr Umgang.

Liebe und Achtung gegen seinen Vater bewogen ihn nun, demselben die Bekanntschaft mit dem Mädchen anzuzeigen, und deßen Einwilligung, an der er gar nicht zweifelte, einzuholen. Dieser, der seinen Sohn liebte, und auch keine

Ursache hatte, ihm seine Liebe zu entziehen, wollte ihm seinen gemachten Schritt nicht geradehin verweisen, und seine Einwilligung verweigern. Er schrieb ihm daher nur: er sollte seine gehörige Wanderschaft vorher aushalten, auch würde er es gerne sehen, wenn er nicht beständig an einem Orte bliebe, sondern sich weiter in die Welt begebe und sich auch anderswo umsehe. — Der Vater dachte hiebey, es könnte seinem Sohn alsdann ein anderer Sinn wegen der Liebschaft kommen, weil ihm dabey das Sprichwort einfiel: wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn!

Mit großer Freude machte Christoph seinem schönen Babchen die Nachricht und Einwilligung des Vaters bekannt, und so wurden beyde in ihrer Liebe bestärkt. Sie waren, durch wahre und aufrichtige Liebe zu einander, ganz blind, den versteckten Sinn des Vaters zu enträthseln, und dachten sich nichts Arges darunter, da der Vater vom Sohne verlangte, er solle seinen gegenwärtigen Plaz verändern und in einem andern Orte sich um einen Dienst umsehen.

Christoph gehorchte seinem Vater, und verließ den Ort Mongau; schwer kam es ihn an, sich von seinem schönen, lieben Babchen zu trennen; nur die süße Hoffnung, bald unzertrennlich auf immer zusammen zu kommen, erleichterte die harte Trennung. Unter vielen Thränen wird das Gelübde einer treuen Liebe bekräftiget, und jedem war es ein ganzer Ernst, dasselbe unverletzlich zu halten. Christoph stellte sich gar keine Hinderniße vor, die einstens eintreten könnten, und wenn nur so ganz leise, wie von ungefähr, ein solcher Gedanke sich zeigte, so traute er sich so viele Stärke zu, besonders da ja der Vater diese Verbindung genehmigte, daß er sie alle besiegen könne. Babchen war eben so fest gesinnt, bey keiner Gelegenheit zu wanken, und sie hielt auch Wort. Denn nach der Entfernung ihres Christophs boten sich ihr ein paar vortheilhafte Gelegenheiten dar, zu einer anständigen Versorgung. Einer von den Freyern gab sich alle mögliche Mühe um Babchen zu gewinnen, ließ auch von Ferne her verlauten, daß Christophs

Vater anderer Gesinnungen geworden sey. Babchen hielt dieses für eine Erdichtung, zumal da sie noch immer die zärtlichsten Briefe von ihrem Christoph erhielt, in welchen er sie allezeit seiner treuen Liebe und seiner Beständigkeit versicherte. Sie wollte daher, da sie noch nicht die geringste Ursache hatte, weder in ihren Christoph noch in dessen Vater Mißtrauen zu setzen, von ihrer Seite keine Gelegenheit zum Bruche geben, wodurch sie ja sich selbst entehret hätte, und, falls ihr es unglücklich gieng, sie sich selbst wegen begangener Untreue anklagen müßte, oder wenn ihr Christoph unglücklich würde, sie die Urheberin davon wäre; sie wollte also ihr Gewissen nicht verletzen und ihr Herz nicht brandmarken. Seit Christophs Entfernung lebte sie in stiller, sittsamer Eingezogenheit, nahm an keinen öffentlichen Lustbarkeiten Theil, weil ihr Geliebter sie nicht mit genießen konnte, und ohne ihn hätte ihr Honig und Feigen als Aloe und Myrrhen geschmeckt.

Christophs Wanderjahre hatten ein Ende, er gieng nach Hause, um zu sehen, ob er keine Wirthschaft erkaufen, und dann sein Babchen abholen könnte. Auch von Dörliz aus schreibt er noch seinem geliebten Mädchen, und sie siehet sich schon im Geiste, als Frau Wirthin.

Indeßen erkranket ihr Vater, und stirbt. Sein hinterlaßenes Vermögen reichet nicht einmal hin, die Schulden, die sich nach seinem Tode zeigten, gänzlich befriedigen zu können. Er trieb neben seiner Beckerey mit Getraide Handel, aber war in seinen letzten Jahren sehr unglücklich, und verlohr beträchtliche Summen. Sie mußte nebst Bruder und Mutter das Haus verlaßen, das von dem Gerichte verkauft ward. Der Bruder diente als Beckenknecht. Babchen blieb bey der Mutter, die der Gram so heftig angrif, daß sie ganz schwach und entkräftet wurde, und nichts zu verdienen vermochte. Die Tochter mußte sich und ihre Mutter erhalten, für diese und für sich arbeiten; sie konnte sich aber etwas verdienen, denn sie konnte fein nähen und sticken; sie arbeitete

auch gerne, denn sie sah ja bald einem beßern Schicksale entgegen, das sie gar nicht mehr fern glaubte, weil sie noch immer Briefe von ihrem Christoph erhielt.

Der Vater desselben vernahm nicht nur den Tod des Vaters der Braut, sondern auch die Armuth derselben, von welcher er glaubte, sie würde seinem Sohn, da er ihren Vater für wohlhabend hielt, eine schöne Mitgabe mitbringen, wodurch er noch beßer in den Stand gesetzt werde, sich eine der vorzüglichsten Wirthschaften zu kaufen. Daher sprach er mit seinem Sohn also: Höre mein Christoph! du kannst Babchen in Mongau nicht heyrathen, ihr Vater ist, statt wohlhabend, sehr arm gestorben, ein armes Mädchen nützet dir nichts auf einer Wirthschaft. Das war eine harte Rede für Christophen, die ihm nicht zu Herzen gehen wollte. Er schrieb noch an sein Babchen, hoffend, der Vater werde doch wieder zu gewinnen seyn, bald aber werden die Briefe seltener, und die Aussicht laut denselben, zur baldigen Heirath entfernter. Der Vater

bringt seinen Sohn in das erste Wirthshaus der Stadt, als Bräuknecht, in welchem eine einzige Tochter vorhanden war, spinnet mit dem Vater derselben eine geheime Verbindung an, dieser erklärt sich seiner Tochter, daß er ihr die Wirthschaft übergeben wollte, und frägt sie, ob ihr Christoph nicht gefalle? Diese erwiedert, er würde mir schon gefallen und ich würde mich gar nicht besinnen, zumal, wenn der Vater es gerne siehet, ihm meine Hand zu geben, wenn er nicht wie bekannt, schon eine Braut hätte. Ich kann dir sagen, sprach der Vater, daß aus dieser Brautschaft nichts ist, sein Vater ist völlig dagegen. Nun, wenn das ist, so sage ich heute noch Ja! So verloben nun Väter ihre Kinder. Christoph! du sollst die Tochter deines Dienstherrn heirathen, er will dir seine Wirthschaft geben, sey gescheut! sag' Ja! Die Wirthstochter war ein sauberes, munteres und dabey reiches Mädchen, die wirklich schon seit einigen Tagen sehr freundlich gegen Christophen that. Das Geld sticht Christophen in die Augen nebst der ansehnlichen Wirthschaft;

er verlobt sich förmlich und feyerlich mit der Tochter des Wirths, Maria Ursula genannt; Babchen muß ihr den Platz in seinem Herzen räumen. Diese erhält nun keine Briefe mehr, und sie ahndet daraus nichts Gutes für sich.

Die Vollziehung der Heirath mit der neuen Braut wird durch eine langwierige Krankheit des Vaters von Christoph gehemmt. Während dieser Zeit geht mit dem schönen Babchen eine große Veränderung vor. Sie hört die neue Verlobung, wird tiefsinnig und ganz in sich verschloßen; sie macht sich Vorwürfe, daß sie so leichtgläubig gewesen, dem Inhalt des Briefes von Christophs Vater nicht beßer nachgespürt, ihn nicht einer verständigern Person, als sie mitgetheilt habe, denn jetzt erst sieht sie den versteckten Sinn des Briefes ein; sie macht sich Vorwürfe, daß sie vortheilhafte Freyer, besonders einen unter denselben, noch bey Lebzeiten ihres Vaters, abgewiesen habe. Itzt sah sie sich allein, verlaßen, ohne alle Hülfe und Unterstützung, verachtet und dem Hohngelächter Preiß gegeben, für doppelt

unglücklich hielt sie sich. Plötzlich verließ sie ihr enges, gemiethetes Stübchen, irrte Tag und Nacht auf den Feldern, Wiesen, Meierhöfen und nahen Dörfern umher, ganz unentschloßen, was sie thun wolle; verbirgt sich so gut als sie kann, und trägt Gram und Kummer verschloßen in ihrer tief verwundeten Brust, ohne sich Andern mitzutheilen, allein bey sich.

Oefters war sie entschloßen nach Dörliz zu gehen, und ihren Verlobten anzuhalten, das Wort der Treue nicht zu brechen, aber nie kam der Entschluß ganz zur Reife; schon ein paarmal war sie auf dem Wege dahin, kehrte aber wieder nach halb zurückgelegtem Wege um, und so blieb ihr Zustand immer der gleiche.

Nach einiger Zeit kehrte sie ins Städtchen zurück und schien ruhig zu seyn, war aber ganz in sich gekehrt und verschloßen. Sie bat Jedermann um Arbeit, und ist zu allen wirthschaftlichen Arbeiten willig gewesen; begnügte sich mit kärglicher Nahrung, lebte ohne Obdach, und hielt sich blos da auf, wo man ihr Arbeit gab.

Friedlich und liebreich, still und ernst ist ihr Gemüth. Sie hat nirgends eine bleibende Stelle, innere Unruhe treibt sie beständig umher; daher ist sie auch leider der Gegenstand des Muthwillens leichtfertiger Gaßenjungen, die sie immer fort necken.

Ihr Anzug ist reinlich und bürgerlich, das Haupt ohne Bedeckung; ihre schöne braune Haare fliegen um den Nacken herum, das einzige Sonderbare zieht das Auge auf sie, daß in ihre Haare ein Kranz von Korn-Blumen geflochten ist, ohne diesen würde sie meistens der Aufmerksamkeit entgangen seyn. Ohne Veranlaßung redet sie nicht, wird sie aber angeredt, dann schlägt sie ihre schöne schwarze Augen auf, aus denen ein halb verlöschtes Feuer flammt; bleich und abgezehrt sind ihre Wangen, die nur manchmal ein mattes Rosenroth färbt, Ueberbleibsel ihrer schönen blühenden Farbe; öffnet sie ihre Lippen, dann verkündigen diese ihre ehemalige Schönheit und Anmuth, und stellen sie noch als reizend dar. Bald hätte sie ihre vorige Schönheit wieder

erhalten, wenn der untreu gewordene Geliebte sein Unrecht eingesehen und sie als Braut heimgeholt hätte. Schade! daß so anmuthige Reize auf eine elende Weise so jung bleich werden, und absterben mußten!

Hört sie das Wort Liebe nennen, so ist sie Anfangs neckend, hierauf muthwillig, bricht hernach entweder in ein laut schallendes Gelächter aus, oder verfällt in ernsten Tiefsinn.

Bey einiger Ruhe zieht sie, besonders von Fremden, Nachrichten aus Dörliz ein, und weiß ganz fein auf ihren ehemaligen Christoph zu kommen, ohne sich merken zu laßen, wie nahe er sie intressire.

So forschte sie, da sie vor einem Gasthofe saß, einen fremden Handwerkspurschen aus und frägt ihn, woher er denn komme? Als dieser ihr antwortete: aus Dörliz, so frägt sie nun weiter, ob er ein geborner Dörlizer seye? Nein, erhielt sie zur Antwort, ich habe nur ein Jahr daselbst gearbeitet. Ist er auch in dem Wirthshaus zum Falken bekannt? Ja wohl, denn daselbst ist unsere

Herberge. Es zieht nun ein neuer Wirth auf; der reiche Christoph hat künftigen Donnerstag mit der Tochter des Wirths endlich Hochzeit, nachdem sein Vater, der lange krank lag, gestorben ist, der diese Heirath betrieben hat, denn Christoph soll hier ein Mädchen gekannt haben, mit der er versprochen gewesen sey, das schöne Babchen genannt; hier drehten sich alle Muskeln ihres sonst reizenden Gesichts zu gräßlichen Zuckungen; und sie floh eilends; gleich darauf erfährt der Handwerkspursche, daß dieß Mädchen, mit dem er sprach, das schöne Babchen gewesen sey.

Das betrogene Babchen faßt den Entschluß, einen gewagten Schritt zu thun, um ihren abtrünnigen Geliebten zu erschüttern. Sie reist ein paar Tage vor der Hochzeit nach Dörliz, verbirgt sich daselbst so gut sie kann bis zum Hochzeittag, doch glaubt Christoph sie am Vorabend desselben erblickt zu haben, allein er kann zur Gewißheit nicht kommen. Doch von dem Augenblick an, wo er meinte sie gesehen zu haben, wirds ihm ganz schwer und bange ums Herz.

Er entdeckt seine Bangigkeit seiner Mutter, ohne ihr von seiner Vermuthung etwas zu sagen. Diese erkläret sie als eine gewöhnliche Erscheinung, und füget hinzu: ich merke daraus, daß du nicht so gleichgültig und leichtsinnig in den Ehestand trittst. Der Hochzeittag erscheint. Babchen schleicht sich auch in die Kirche, hält sich so lange ganz ruhig, bis das Brautpaar vor den Altar tritt; nun drängt sie sich mit fliegenden Haaren vor denselben, und stellt sich, mit Allgewalt die Braut auf die Seite schiebend, zwischen diese und dem Bräutigam hin, mit dem Ausrufe: Christoph! ich bin deine wahre Braut! dieser rief blaß vor Schrecken: Jesus! Maria! Es entsteht ein großer Lerm; die Trauung geht aber dennoch vor sich. Babchen wird weggeführt, und als eine Wahnsinnige in das Irrhaus gebracht, in welchem sie blos von ihrem Christoph und der Hochzeitfeyer spricht; aber bald darauf starb. So unglücklich machte also Christoph durch die gebrochene Treue sein braves Babchen, die unaussprechlich ihn liebte, und trug demnach die

pag. 70.

Gez. v. I. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Ich bin deine wahre Braut!

Schuld ihres frühen Todes. Schrecklich die Ursache des Unglücks eines Andern zu seyn!

Der Vorfall machte einen großen Eindruck auf ihn; seine Heiterkeit am Hochzeittage war nur erzwungen; seine fröhliche Munterkeit verlohr sich von nun an, und verwandelte sich in düstern Ernst. Oefters hörte man ihn vor sich sagen: o Babchen! was hab' ich gethan! keine frohe Stunde hatte er mehr; seine Ehe war äußerst mißvergnügt; um diesen Mißmuth zu vertreiben, ergab er sich der Trunkenheit, so daß ein früher Tod sein junges Leben endete.

VII.

Vornehme Erziehung bürgerlicher Kinder.

Jedem Stande gehört seine eigene ihm angemeßene Erziehung, und über dieselbe hinaus sollte man niemalen schreiten. Es muß Unterschiede der Stände in der menschlichen Gesellschaft

geben. Eine vornehme Erziehung bürgerlicher Kinder ist allezeit schädlich. Bildung des Geistes und des Verstandes, Veredlung des Herzens taugt für jeden Stand; es ist immer lobenswerth, wenn z. E. das bürgerliche Mädchen durch gebildeten Verstand höhere Einsichten, feinere Sitten, leichteres und artigeres Benehmen sich auszeichnet; aber auf vornehmen Fuß erzogen, über den Stand hinaus gekleidet, und vom bürgerlichen Stand ganz entfernt, wegen eines gefälligen Betragens und angeborner Schönheit vergöttert zu werden, ist meistentheils höchst nachtheilig geworden; so wie reiche Erbschaften ganz gemeinen Leuten äußerst selten vortheilhaft sind. Bloße, leere Darstellung einer Behauptung ist nicht immer überzeugend: aber Thatsachen, Geschichten sind eindringender, und verschaffen einer aufgestellten Behauptung leichtern glaubwürdigern Eingang. So mag denn auch folgende Geschichte die Behauptung: vornehme Erziehung bürgerlicher Kinder ist mehr nachtheilig, als vortheilhaft, rechtfertigen.

Ein wohlhabender Bürger, der neben seiner Profession mit den Gegenständen und den Materialien derselben einen vortheilhaften Handel trieb, Märkte und Messen einiger nicht unbedeutender Handelsstädte besuchte, gute Geschäfte machte, und sich dadurch ein artiges Vermögen erwarb, hatte drey Söhne, die alle seine Profession erlernen mußten, und einstens den von ihm angefangenen Handel erweitern sollten. Schon als Knaben waren sie über ihren Stand erhoben: sie hatten nicht nur reichliche Taschengelder, und waren nicht blos wie Kaufmannssöhne, sondern wie junge Baronen gekleidet. Von ihres Gleichen wurden sie aber gehaßt, und von den Vornehmern verlacht und verachtet.

Sein Plan mit ihnen wäre nicht so unfein gewesen: einer davon sollte sich in Deutschland ausbilden, und blos in Deutschland Handel treiben, der andere in Frankreich sich umsehen, um Handelsgeschäfte daselbst anzuknüpfen, und der dritte sollte Italien bereisen, um mit diesem Lande einstens Geschäfte zu machen.

Nach einigen Jahren kamen sie zurück. Aber keiner entsprach völlig den Wünschen des Vaters. Sie lernten die große Welt wohl kennen, oder eigentlich, sie lernten, wie man Geld anbringen, nicht aber verdienen könne. Es wollten nun alle ein eigenes Geschäfte anfangen, das aber gar nicht in dem Plane des Vaters lag, der vielmehr wollte, daß sie ihn in seinen Geschäften unterstützen, die Materialien bearbeiten, und unter seiner Aufsicht und Leitung seine Handlung erweitern sollten. Würden die junge Herrchen dem Vater gefolgt haben, so hätten sie ebenfalls wohlhabende Männer werden können. Allein die Subordination unter ihrem, manchmal sehr aufbrausenden Vater wollte ihnen nicht gefallen. Der älteste Sohn schritt wider Willen seines Vaters zur Ehe, und heirathete das Mädchen, das er zu Fall brachte. Dieser bekam also wenig Unterstützung von seinem Vater; er wäre ein geschickter Arbeiter gewesen, aber er that durchaus nicht gut, so daß er einigemal Verbesserungs-Strafen ausstehen mußte, die aber ihn nur auf

kurze Zeit besserten. Der andere machte keine unfeine Parthie, allein ans Wohlleben gewöhnt, brachte er bald sein Vermögen durch. Auf einem noch höhern Fuß lebte er nach dem Tode seines Vaters, von dem er einiges, aber lange nicht so viel ererbte, als daß es seine Lebensweise lange gedeckt hätte und schaffte sich Pferde und Wagen an; statt nun zu arbeiten, mit dem Erbgute sein Geschäfte zu erweitern, und die Handlung seines Vaters fortzusetzen, ritt und fuhr er fleißig spazieren, und machte er auch Geschäfts-Reisen, die aber seltener vorfielen, so betrug der Gewinn nicht den gemachten Aufwand. Er spielte nur wenige Jahre den großen Herrn, und starb darauf dürftig und armselig. Auch der dritte that wider den Willen seines Vaters, und hätte dieser nicht eine so verständige und kluge Frau bekommen, neben der er doch ausschweifte—denn er war wie seine Brüder der Venus sehr gewogen—so würde er vielleicht gleiches Schicksal mit seinen Brüdern getheilt haben. Doch benutzte er den erhaltenen Erbantheil besser: er erweiterte

seine schon bedeutend gewesenen Geschäfte, denn er war nicht nur ein geschickter, sondern auch fleißiger Arbeiter. Aber er brachte sein Leben nicht hoch, sondern starb frühzeitig. So hatte diese vornehme Erziehung wesentlichen Nachtheil, statt Vortheil für alle drey Söhne.

VIII.

Großmuth und Edelmuth.

a. Der edelmüthige Knabe.

Karl Eichstamm, der zehnjährige Sohn eines wackern Seifensieders in dem Städtchen Kammersheim, zeichnete sich in der Schule eben so durch Fleiß, als durch gute Sitten aus, und wurde daher von seinen Lehrern, wie von seinen Eltern sehr geliebt.

Neben ihm suchte sich Andreas Stockmann, der Sohn eines reichen Wollenhändlers, ebenfalls durch Fleiß auszuzeichnen, allein es fehlte diesem jungen Menschen an guten Sitten, und es konnte daher nicht seyn, daß er eben so von seinen

Lehrern geliebt worden wäre. Das war ihm nun sehr ärgerlich, und er feindete deßwegen den guten Eichstamm an, und trachtete, wie er ihm recht schaden könnte.

In dieser Absicht suchte er demselben seine reinlich gehaltenen Bücher zu verderben, und brachte ihn bey den andern Schülern in Verdacht, als sey er darum bey den Lehrern so beliebt, weil er auf alles, was sie thun, genaue Acht habe, und dann sie angebe. Das verdroß die andern Schüler, und mehrere derselben verbanden sich mit Stockmann, um eine Gelegenheit abzuwarten, bey der sie ihre Rache an Eichstamm ausüben konnten. Der sittsame Knabe gab ihnen keine Veranlaßung.

Nun gab Stockmann, der immer neidischer auf denselben wurde, den Plan an, sie wollten ihm einmal des Abends, wenn er zu Herrn Töner in die Klavierstunde gehe, aufpaßen, und dann, eh' er es sich versähe, ihn zu Boden werfen, und mit Schlägen züchtigen. Gesagt, gethan. Kaum war Eichstamm aus seinem Hause heraus,

so wurde er überfallen und jämmerlich zerschlagen, so daß er sich genöthigt sah, um Hülfe zu rufen. Wie er dieß that, so sprangen die Boshaften davon. Der Geschlagene vermuthete wohl, Stockmann werde der Anführer gewesen seyn, allein er schwieg, und schwieg auch dennoch, als er es von einem gutgesinnten Mitschüler mit gänzlicher Gewißheit erfuhr.

Einige Wochen darauf geschah es, daß Stockmann, als er eben aus der Schule gieng, auf dem Glatteis, über das er gehen wollte, fiel, nicht nur den Kopf zerscholl, daß das Blut zum Munde und zur Nase herausströmte, sondern auch ein Bein brach. Gerade gieng Eichstamm einige Schritte hintennach. So wie er Stockmann fallen sah, lief er, so schnell es auf dem Glatteise seyn konnte, zu dem Gefallenen hin, reichte demselben sein Nastuch, um das herausströmende Blut aufzufaßen, und sprang so, wie einige Knaben da waren, welche Stockmann hielten, zu dessen Eltern. Als ein anderer Knabe diese Eilfertigkeit des guten Eichstamms sah, so sprach

er: Guter Eichstamm! wenn du wüßtest, wer Schuld daran ist, daß du letzthin so geschlagen wurdest, du sprängest gewiß nicht so! O ich weiß es wohl, versetzte Eichstamm, aber soll ich denn den Spruch, den wir letzthin gelernet haben: thut wohl denen, die euch haßen! nicht anwenden?

Nicht nur in den ersten Augenblicken, in welchen Stockmann durch seinen Fall gelitten hatte, zeigte Eichstamm, daß er fern von Rache sey, sondern auch nachher, da er den kranken Schüler fleißig besuchte, und wie er wieder beßer war, durch manche Stunde, die er sich vom Lernen abbrach, und dann durch frühes Aufstehen am Morgen wieder einzubringen suchte, die Zeit vertrieb. Das war nun Stockmann gar lieb; jedoch brauchte es noch mehrere Wochen, bis er sich überwand, seinem edlen Mitschüler zu gestehen, daß er ihm Unrecht gethan. Dieß Geständniß freute die gute Seele des braven Eichstamms, und er bemühte sich noch mehr seinen ehemaligen Feind zum Freund zu gewinnen.

In diesem seinem Bemühen ward er von seinem Vater gestärkt, und aufs liebreichste ermuntert, denn es war auch diesem eigen, daß er seinen Feinden Gutes that.

b. Großmuth, eine Retterin des Feindes.

Im Anfange seines Hauswesens hatte Karls Vater einen harten Stand, da sein Mitmeister Eberhard Bitter Alles that, um ihn nicht aufkommen zu laßen, und seine Waare, als eine schlechte überall verschrie.

Nach zwey Jahren aber siegte doch Eichstamms Redlichkeit und Kunst über die Bosheit von Bitter. Dieser kam herunter, weil er sich dem Wohlleben zu sehr ergeben hatte; besonders war sein Hauptfehler Unmäßigkeit im Weintrinken. Diesem Hang überließ er sich gewöhnlich auf den Märkten, die er bezog. Nicht selten gerieth er dadurch in große Verlegenheit, denn so wie er betrunken war, so fieng er gewöhulich Zank und Streit an. Dieß war auch einmal der Fall,

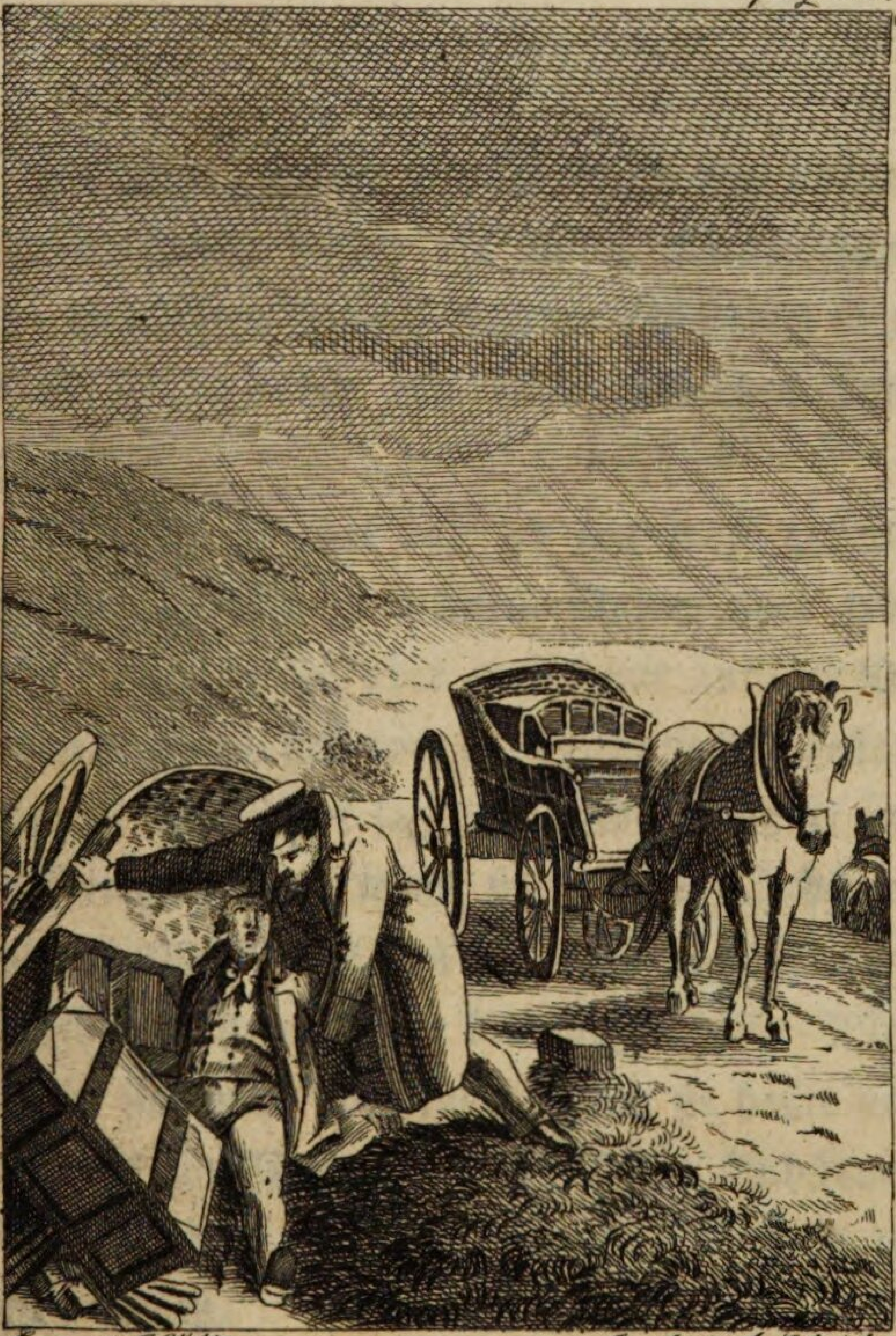
als er auf dem Markte Ruhestatt war. Gerade war damals auch Eichstamm in dem Ort.

Die Leute, welche Bitter durch sein Schimpfen und Schelten gegen sich aufgebracht hatte, drohten, sie wollten unter Wegs sich an ihm rächen. Eichstamm erfuhr dieß. Und was that er? Er gieng hin zu diesen Leuten, und bat sie inständig: sie möchten doch Bitter seine Straße ruhig ziehen laßen. Sie gaben nach, sagten es aber doch dem groben Manne, er habe es seinem Mitmeister zu verdanken, daß er dießmal unverletzt davon komme. Statt darüber gerührt zu werden, brach er nun in die ehrenrührigsten Reden über denselben aus, und offenbarte auf die schändlichste Weise seinen Groll gegen denselben, indem er ihn einen Stümper schalt. Eichstamm blieb ruhig. Es ward Abend, und nun giengs nach Haus.

Bitter, welcher vom Wein erhitzt war, jagte sein Pferd über Berg und Thal; der nüchterne Eichstamm fuhr ruhig nach. Noch waren sie keine Stunde von Ruhestatt weg, als Eichstamm ein Winseln hörte. Nun fuhr er schneller, um zu sehen, ob er helfen könne.

Bald stieß er auf einen gebrochenen Wagen, unter dem ein Mensch kläglich seufzte. Er stieg von seinem Wägelein ab, eilte dem Manne zu Hülfe, und der Unglückliche, der nicht nur seinen Wagen zertrümmert, sondern auch den Arm gebrochen hatte, war der neidische, undankbare, grobe und verläumderische Bitter.

Was hätte wohl dieser gethan, wenn er den braven Eichstamm so gefunden hätte? er hätte sich darüber gefreut, gehofft, er werde an den Wunden sterben, und wäre, ohne ihm Hülfe zu reichen, vergnügt davon gefahren. So machte es aber Eichstamm nicht, er befreyte den Feindseligen nicht nur von der Last des Wagens, der auf ihm lag, sondern nahm auch denselben auf seinen Wagen und sorgte dafür, daß andere ehrliche Leute, die nachkamen, Bitters Pferd und noch vorräthige Waaren mit sich nahmen. Er selbst gieng zu Fuß, und führte ungeachtet es regnete, sein Pferd langsam, damit nicht dem Patienten, den er mit einem Teppich zugedeckt hatte, durch schnelles Fahren oder Stoßen über Steine neue Schmerzen gemacht würden.



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Er eilte dem Manne zu Hülfe.

Die Leute, welche Bitters Pferd und Waaren hatten, kamen früher als er in Kammersheim an, und sagten Bitters Gattin: Eichstamm werde ihren Mann, der den Arm gebrochen habe, bringen.

So! rief sie, das hab' ich mir wohl gedacht, daß der Eichstamm meinem Manne noch einen Tück anthun werde, aber er soll mir auch die Kurkosten bezahlen, und noch dazu recht tüchtig gestraft werden. Die Leute sagten ihr zwar, daß sie ganz in Irrthum sey, wenn sie glaube, Eichstamm habe ihrem Manne den Schaden zugefügt, und versicherten sie vielmehr das Gegentheil. Allein sie ließ sich nicht überzeugen, denn sie haßte noch mehr als ihr Mann den unschuldigen Eichstamm, und hielt ihn in ihrem Herzen für einen gar bösen Mann.

Die Leute giengen und dachten: du wirst schon sehen, wie Unrecht du dem guten Manne thust. Bald darauf kam Eichstamm mit dem beschädigten Bitter. Das heftige Weib fuhr, ohne länge zu warten, was sie über den Hergang von dem

Unglücksfall ihres Mannes hören werde, auf Eichstamm hin, und schrie: So hat er mir meinen Mann zugerichtet, so seine Rache an ihm ausgeübt, aber wart' er, ich will ihn schon finden! Um Gottes willen, sey doch still, es ist nicht so, wie du meinst; ohne Eichstamm wäre ich vielleicht gar nimmer zu dir gekommen, er hat mich gerettet — versicherte mit matter Stimme der schmerzvolle Bitter.

So, meinethalben, versetzte das feindselige Weib, aber, wer wird dir nun aus dem Karren helfen? Das thue ich, sagte Eichstamm, mit ein paar Männern, die ich im Hereinfahren schon bestellt habe, daß sie nun herkommen. Seht sie, da sind sie schon!

Nun trug man den zerschmetterten Bitter in seine Stube. Eichstamm fragte: Ob der Wundarzt schon bestellet sey. Das Weib sagte: Ich weiß nicht; ich habs seinem Weib sagen laßen, sie soll ihn herschicken. Ich weiß nicht, ob sie's gethan hat.

Eichstamms Frau wußte gar nicht, was das sey, daß sie in Bitters Haus einen Wundarzt

schicken solle, war aber doch fortgegangen, einen zu holen. Der kam und richtete den Patienten ein. Aber nun fehlte es an Leinwand zum Verbande; diese ließ Eichstamm in seinem Hause holen, und blieb, nachdem die Sache vorbey war, die ganze Nacht da, um bey Bitter zu wachen, und besuchte auch denselben oft, ohne ihm nur den geringsten Vorwurf zu machen.

Das war eine schöne Erfüllung des Spruches: segnet die euch fluchen!

c. Nachsucht straft sich selbst.

Auf diesen Spruch hielt aber der Rath Hartknoch gar nichts. Er dachte, das seyen alle dumme und feige Leute, die im Stande seyen, einem Feind etwas Gutes zu thun, und meinte gar, der, welcher einem Feind Gutes thun könne, werde auch kein rechter Freund von Andern seyn. Diese seine Meynung bewies er bey allen Gelegenheiten aufs nachdrücklichste.

Neben ihm arbeitete schon seit vielen Jahren der Rath Suchenfein. Dieser Mann fand sein Vergnügen daran, allen denen, welche mit ihm zu thun hatten, Verdruß zu machen, und sie bey dem Minister, unter dem sie arbeiteten, zu verkleinern. Das that er denn auch auf alle mögliche Weise in Hinsicht auf Hartknoch. Dieser war ihm schon lange seiner Geschicklichkeit wegen ein Dorn in den Augen. Diesen nannte er nun bey dem Minister einen Schurken.

Hartknoch merkte es bald, daß der Minister ein Mistrauen gegen ihn habe. Suchenfein war zwar immer sehr freundlich und dem Anscheine nach äußerst dienstfertig gegen ihn, allein er traute ihm doch nur halb. Die anhaltende Zurücksetzung, die er sich beym Minister mußte gefallen laßen, schmerzte ihn, er konnte sich nicht mehr zurückhalten, er gieng gerade hin, und fragte, wodurch er sich die Ungnade desselben zugezogen habe?

Der Minister wandte sich hin und her, endlich kam so viel heraus, das Mistrauen, das man seit einiger Zeit in ihn setze, rühre von Suchenfein

her. Dieß war genug für Hartknoch, um sein Gemüth zur Rache zu entflammen.

Nun gab er auf alle Wege seines Kollegen Acht, und fand bald, was er gesucht hatte, Beweise von deßen Untreue. Er eilte mit denselben zum Minister und wußte die Sache so ernstlich zu machen, daß Suchenfein untersucht und von seinem Dienste entlaßen wurde.

Das war nun eine Freude für Hartknoch, denn es war ihm ja gelungen, seinem Feinde wehe zu thun. Er machte keinen Hehl daraus, weil er glaubte, man habe ganz Recht, wenn man dem Feind Böses zufüge. Aber seine feindselige Rache bekam ihm nicht wohl.

Der Fürst, bey dem er wegen seines harten Verfahrens gegen die Unterthanen in großen Gnaden stund, starb, und der Nachfolger desselben, welcher nichts weniger als Härte ertragen konnte, schickte Hartknoch als einen bekannten harten Mann fort. Es ergrimmte zwar derselbe, allein sein Grimm konnte keine Rache ausüben, da er keine Macht mehr hatte.

d. Der großmüthige Kammerdiener.

Ruhiger als Hartknoch konnte Sanfter, der alte Kammerdiener des vorigen Fürsten, der neuen Regierung entgegensehen. Es wurde nemlich dieser alte Mann von den meisten Hofleuten angefeindet, weil er so viel beym Fürsten galt, und es giengen immer mehrere damit um, ihn um die Gnade desselben zu bringen; allein umsonst, der alte Fürst kannte die Rechtschaffenheit seines Dieners zu gut, als daß er denselben verstoßen wollte.

Holzdeger, der Trabanten-Wachtmeister, wäre gar zu gerne an der Stelle von Sanfter gewesen, und wagte es deßwegen, den Fürsten bereden zu wollen, als hielte es der Kammerdiener schon ins geheim mit dem Nachfolger, den der Fürst nicht liebte. Etwas unruhig wurde hierüber der Fürst, allein es zeigte sich bald, daß Holzdeger Verläumder und Sanfter unschuldig und immer treu sey.

Der Fürst wollte den Wachtmeister bestrafen, allein der Kammerdiener bat für ihn. Schon

diese Fürbitte war etwas Gutes, das er seinem Feinde erzeigte, und noch edler zeigte sich Sanfter dadurch, daß er die Verbindung, in welcher der Wachtmeister mit dem Nachfolger stund, dem Fürsten nicht sagte, sondern seinen Feind nur warnte, er sollte dieß dem alten Herrn nicht zu leide thun. Hätte er diese Verbindung entdeckt, Holzdeger würde mit Schimpf und Schande entlaßen und auf die Festung gesetzt worden seyn. Das verhütete aber Sanfter, und that eben dadurch Gutes an seinem Feinde.

Der neue Fürst, ein edler Mann, behielt den alten Mann, der sich als ein treuer Diener gegen seinen Fürsten, und als ein Crist in seinem Verhalten gegen seine Feinde bewiesen hatte, bey: Holzdeger aber wurde aus dem Schloße entfernt.

e. Boshafte Rache an einem Mißgünstigen.

Weit unter dem alten Sanfter stund die Fräulein Kinnspiz; diese hatte Hartknochs Grundsatz: Wer mir feind ist, dem bin ich auch feind, und dem thue ich nichts Gutes. Fräulein Kinnspiz war die Tochter eines Generals, der sich durch seine Tapferkeit in mehreren Feldzügen ausgezeichnet, und deßwegen die Gnade seines Fürsten in hohem Grade erlangt hatte. Man gönnte ihm dieß nicht, und war deßwegen seiner Familie nicht gut, besonders mußte diese manche Verfolgung leiden, nachdem der alte Vater gestorben war.

Am tiefsten fühlte dieß Adelheid von Kinnspiz, die das Unglück hatte, daß sie höckricht war. Man spottete über ihren Körper, und machte sich lustig über ihre Armuth, denn ihr ehrlicher Vater hatte in keinem Feldzug etwas zusammengeraubt. Dieser Spott, den die Arme erdulden mußte, war allerdings äußerst ungerecht.

Der Herzog, welcher die Armuth der Familie von Kinnspiz erfuhr, setzte ihr sogleich eine Pension aus, von der sie anständig leben konnte. Darüber ärgerte sich die Frau von Unfried, welche zwar auch eine Pension, aber keine so große hatte. Diese beschloß die Familie von Kinnspiz um ihre Pension zu bringen, und wagte es, dem Herzog zu sagen: die große Pension, welche die Hinterlaßenen des alten Generals genießen, werde von denselben im Wohlleben durchgebracht. Der schwache Fürst glaubte dieß ohne weitere Untersuchung, und verminderte die Pension um ein Ansehnliches. Das that nun wehe!

Ein Jahr darauf geschah es, daß die Frau von Unfried, welche in der Nachbarschaft der Fräulein Adelheid von Kinnspiz wohnte, Abends, als sie zu einem Spiel im Schloß war, von ihrem Kammer-Mädchen bestohlen wurde. Kinnspiz sah der ganzen Sache zu, denn ihre Fenster waren gerade dem Schlafzimmer der Unfried gegenüber. Sie hätte nur den Hausmann, bey dem Frau von Unfried in der Miethe war, davon

benachrichtigen dürfen, so wäre das Kammermädchen auf der That ertappt und die Kostbarkeiten noch gerettet worden. Allein sie regte sich nicht, weil sie dachte: für was soll ich meine Feindin vor Schaden bewahren; sie hat mir ja auch Schaden gethan; ich brauch' ihr nichts Gutes zu thun! Sie sah also ruhig dem Diebstahl zu; das Kammermädchen gieng auch ganz unangefochten mit dem Raube fort, und die Frau von Unfried jammerte entsetzlich, als sie bey ihrer Nachhausekunft ihr Schmuckkästchen leer, und kein Kammermädchen mehr fand.

Darüber freute sich Adelheid von Kinnspiz gar sehr. Um die Bestohlene noch mehr zu ärgern, ließ sie dieselbe durch eine dritte Person wißen: Sie habe dem ganzen Diebstahl zugesehen und gedacht: der gnädigen Frau würde dieß nicht so wehe thun, als ihr der Abzug der Pension, den sie ihr zu verdanken hätte. Das war boshaft!

Ja! eine solche Bosheit müßt ihr euch nie zu Schulden kommen laßen, sagte Herr Probus zu den Kindern des Grafen von Streitenheld, die

er zu erziehen hatte; es sey vielmehr immer ein Jedes unter Euch bereit, auch dem Feinde, das ist dem Menschen, der Euch vorsätzlich geschadet hat oder schaden will, Gutes zu thun. Nicht umsonst arbeitete Herr Probus an den Gemüthern seiner Zöglinge. Sie übten das bey jeder Gelegenheit aus.

f. Der großmüthige Jüngling.

Der 12 jährige Graf Ernst, ein wohlgewachsener, junger, artiger Mensch, durfte öfters zu dem eben so alten Sohn des Fürsten kommen. Dieser Zutritt, mit welchem Ernst ausgezeichnet war, erregte den Neid mehrerer anderer jungen Edelleute gegen ihn; besonders ungehalten auf ihn war der 13 jährige Sohn des Grafen von Wüstenberg. Nur an Galla-Tagen hatte dieser Zutritt in das Schloß, und doch glaubte er, es gebühre ihm dieß mehr als dem Ernst Streitenheld, da seine Familie schon länger im Grafenstand sey, als Ernsts Familie.

In der tiefsten Unterthänigkeit nahte er sich dem Prinzen, und suchte denselben durch seine feinen Sitten für sich einzunehmen.

Nach und nach gewann er die Zuneigung des Fürsten-Sohns, so daß dieser seinen Vater bat, er möchte es doch erlauben, daß auch der junge Wüstenberg öfters zu ihm komme. Der Fürst erlaubte es, Ernst Streitenheld war es wohl zufrieden, daß nicht er allein der Gesellschafter des Prinzen seyn solle. Wüstenberg aber wollte es allein seyn, und gab sich daher alle Mühe, den Streitenheld gar zu verdrängen. Dieß hielt anfänglich schwer, da der Prinz an denselben schon seit einigen Jahren gewohnt war. Allein mit Hülfe einiger Hofbedienten, denen der Prinz ergeben war, gelang es denn doch, daß Streitenfeld verdrängt, und nur äußerst selten ins Schloß berufen wurde. Daß Wüstenberg die Ursache davon sey, wußte er wohl, allein er feindete ihn darum nicht an, weil er zu gerne den Studien oblag, als daß er seine Zeit mit Nichts thun zubringen wollte. Wüstenberg wird wohl glauben,

ich sey ihm feind, wenn ich nur eine Gelegenheit hätte, ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht haße, sagte er öfters zu Herrn Probus.

Warten Sie nur, versetzte dieser, es wird sich schon geben, daß sie ihm, der feindselig gehandelt hat, etwas Gutes thun können. Dazu gab es denn auch in Kurzem Gelegenheit.

Der Fürst, welchem daran lag, daß sein Sohn eine anständige Bildung erhalte, prüfte auch öfters selbst die Kenntniße desselben, besonders erforschte er öfters, wie weit derselbe in der Geschichte gekommen sey, denn diese hielt er für einen Fürsten, der ein weiser Regent werden wolle, für sehr wichtig. Eben, als der Fürst mit seinem Sohne eine solche Prüfung vornahm, kam auch Wüstenberg ins Zimmer. Der Fürst fuhr fort, seinen Sohn noch weiter zu prüfen, und verlangte am Ende, der Prinz und Wüstenberg sollten ihm in 8 Tagen die Geschichte der Bartholomäus-Nacht unter Karl XII. schriftlich vorweisen, untersagte ihnen aber, dieselbe aus einem Buch abzuschreiben, und gab ihnen eine

kleine schriftliche Anweisung, wie der Aufsatz verfertiget werden müsse.

Nun ward Wüstenberg bange. Es war ihm die ganze Geschichte fremd, denn sein Vater war ein roher unwissender Jäger, der nicht wußte, was zu einem gebildeten Edelmann gehöre, und also auch nicht auf den Einfall kam, seinen Kindern eine reelle Erziehung geben zu laßen, und die Mutter dachte sich Artigkeit im Tanzen, etwas Musick und Zeichnen als die höchste Bildung, die man einem Edelmanne geben könne. Man hielt zwar dem jungen Grafen auch einen Hofmeister, allein der konnte, so geschickt er auch war, nichts zu Stande bringen, weil zu viele Zeit auf die äußerlich glänzende Bildung verwandt werden mußte, und bey den vielen Zerstreuungen von keinem Fleiße die Rede seyn konnte. Auch fiel bey der unwürdigen Behandlung, die sich ein Hofmeister gefallen laßen mußte, ein öfterer Wechsel vor, und gerade auch damals war keiner im Hause.

Was war nun zu machen? Wüstenberg wollte vor dem Fürsten nicht mit Schande bestehen.

Er veranlaßte nun, daß Ernst Heldentritt wieder einmal ins Schloß eingeladen wurde. Da dieser kam, so wurde das Gespräch auf die Bartholomäus-Nacht gebracht. Heldentritt wußte alle Umstände derselben. Wüstenberg gab zwar genau auf seine Erzählung Acht, allein er konnte nicht alles behalten. Beim Heimgehen sagte er nun: Wolltest du mir nicht die Hauptsache davon schriftlich geben? Ernst war bereit hiezu, und setzte die ganze Geschichte auf. Wüstenberg schrieb sie ab, und ward vom Fürsten gelobt. Wie gut und großmüthig hat der edle Ernst an seinem Feinde Wüstenberg gehandelt!

g. Das edelmüthige Fräulein.

Eben so edel, als Ernst, war dessen Schwester, die junge Gräfin Mathilde. Ohne daß sie wußte, warum? war ihr ihre Tante, die Gräfin Goldstein, ganz abgeneigt, und verfolgte sie im eigentlichen

Sinne. Das Kind schmerzte dieß sehr, und es gab sich alle Mühe, sich bey ihrer Tante gefällig zu machen. Diese beharrte aber in ihrem Widerwillen gegen dasselbe, wußte immer allerley Nachtheiliges von ihm, und sprach immer von Bosheit, wenn die kleine 11 jährige Mathilde nur aus Mangel an Ueberlegung gefehlt hatte.

Die überhaupt mit den meisten Menschen und mit ihrem Schicksale unzufriedene Tante wurde bedeutend krank. Da sie immer ein Plagegeist im Hause war, so hatte niemand ein großes Mitleiden mit ihr. Nur Mathilde, die am meisten Geplagte, besuchte sie fleißig und bemühte sich, ihr durch allerley Gespräche die traurigen Stunden des Aufenthalts im Krankenzimmer erträglich zu machen. Das war doch schön von einem 11 jährigen Kinde!

Gez. v. I. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Nur Mathilde besuchte sie fleissig

h. Der edle Kutscher.

In dem Hause des Grafen von Streitenheld war auch der Kutscher Habermann, ein schätzbarer Mensch. In seiner Jugend war er so arm gewesen, daß er betteln mußte. Durch sein Wohlverhalten brachte er es aber so weit, daß er in mehrern vornehmen Häusern einträgliche Dienste bekam. Ehe er zu dem Grafen kam, hatte er einen gar vortheilhaften Platz bey dem Baron von Kiesenhorn. Aus dem vertrieb ihn aber die Bosheit des Aloysius Höllenstein, der aus seinem Geburtsort war, und oft mit ihm gebettelt hatte. Dieser Mensch mißgönnte es Habermann, daß er es so gut habe, und machte bekannt, daß er nicht nur von ganz schlechten Leuten herkomme, sondern auch seinen bettelarmen Anverwandten Manches, das er eben nicht auf dem rechten Wege finden könne, zutrage.

Da gerade um diese Zeit Ein und Anders in dem Hause des Baron von Kiesenhorn entwendet

worden war, so fiel auf den unschuldigen Habermann Verdacht. Ohne lange zu untersuchen, was an der Sache sey, gab man ihm die Entlassung. Der gute Mensch wußte nicht, wie ihm geschah. Er gieng traurig fort, fand aber doch bald wieder eine Stelle bey dem Grafen von Streitenheld, und dankte Gott für sein Schicksal.

Einige Monathe nachher erfuhr er, wer ihn aus dem Kiesenhornschen Hause gebracht habe, und trauerte über die Bosheit von Höllenstein. Eh' er es sich versah, kam dieser Mensch zu ihm, und bat ihn, er möchte ihm doch zu einer Stelle verhelfen, da er wirklich dienstlos sey. Gerade gieng auf dem Gute des Herrn ein Dienstknecht ab. Habermann bat, man möchte seinen Landsmann anstellen, erlangte was er bat, und half seinem Freunde zu einem guten Brod. Er sagte aber nie, wie edel er an seinem Feinde gehandelt; dieser war auch durch seine Großmuth gerührt, besserte sich, und gestund es selbst, wie Unrecht er vormals an seinem Landsmann gehandelt habe.

Da Herr Probus diesen edlen Zug erfuhr, so achtete er denselben dergestalt, daß er ihn oft auf sein Zimmer kommen ließ, und ihm im Schreiben und Rechnen Anleitung gab, welches er auch so gut begrif, daß er am Ende Gutsverwalter bey dem Herrn Grafen wurde.

IX.

Woher es kam, daß die von Liebenfeldischen Kinder so gut waren?

Es war allgemeines ungeheucheltes und unpartheyisches Geständniß, von Hohen und Niedern, Reichen und Armen, Großen und Kleinen, Freunden und Feinden, Eltern und Kindern, Herrschaften und Dienstboten, weltlichen und geistlichen Personen, daß die von Liebenfeldischen Kinder in der ganzen Stadt und der umliegenden Gegend die besten und achtungswerthesten Kinder seyen, die man nicht genug wegen ihres artigen,

gesitteten, liebreichen Betragens bewundern und loben könne.

Frau von Liebenreich, die ebenfalls sehr gutartige Kinder hatte, von welchen im 2. Bändchen Erwähnung geschah, fragte einstens Eleonoren von Liebenfeld, ihre Herzensfreundin, in einem traulichen Gespräche: Wie machen Sie es doch, meine liebe Freundin, daß Sie so gute Kinder haben? ich kann mich im Grunde über meine Kinder zwar auch nicht beschweren, doch muß ich gestehen; Sie sind noch nicht, was die Ihrigen sind. Eleonore antwortete: Ich muß Ihnen gestehen ohne Schmeicheley, daß ich Ihre Kinder doch für sehr gut halte, und sie schon den Meinigen als Muster vorstellte. Doch um Ihr Verlangen zu stillen, und Ihrem Wunsche einigermaßen zu entsprechen, will ich Ihnen einiges von unserer Erziehungsart anzeigen. Mein Mann, der im Karakter mit seinem Ernste doch auch Sanftmuth verbindet, der im strengsten Sinne gerecht, billig und gewissenhaft ist, dem man unermüdeten Fleiß und Arbeitsamkeit, wie auch

unverletzbare Treue nicht absprechen kann, der ein gefühlvolles, mitleidiges und wohlwollendes Herz besitzt, kam mit mir darinn überein, daß er sagte: Da ich vermöge meiner Amts-Geschäfte nicht unmittelbaren Antheil an der Erziehung unserer Kinder nehmen kann, so muß ich nur mittelbar sie mit erziehen helfen, und das soll also geschehen, daß wir gemeinschaftlich unsern Kindern mit einem untadelhaften Beyspiel vorleuchten wollen. Denn es ist nicht leicht ein Erziehungsmittel von Erziehern und Sittenlehrern einstimmiger und unbedingter gebilliget und empfohlen worden, als musterhafte Beyspiele; sie haben auch einen ungemein großen Nutzen, so wie schlechte Beyspiele einen unersetzlichen Schaden stiften können, beide Arten reizen fast unwiderstehlich zur Nachahmung. Ich wünsche daher, daß unsere Kinder, wenn wir schon lange nicht mehr sind, von uns sagen mögen, daß wir solche Eltern gewesen seyen, die sie durch Lehre, noch mehr aber durch Beispiel zu Geweihten der reinsten Tugend gemacht, und von der zartesten Kindheit an sie schon in den

Tugendtempel geführt und zu ihrem Dienste angehalten hätten, so daß sie frühzeitig mit der Frömmigkeit so innig vertraut, und enge verbunden worden wären, daß es ihnen sehr schwer, ja fast ohnmöglich seyn würde, von ihrer Bahn abzuweichen und ihren Pfad zu verlassen. Wie seelig können wir uns dann preisen, wenn wir mit Sicherheit auf solchen Nachruhm unserer Kinder rechnen dürfen! Zu dem Ende wird es nothwendig seyn, daß wir uns um einen sowohl durch Gelehrsamkeit, als auch durch seinen Wandel sich empfehlenden Lehrer umsehen, unter dessen Aufsicht die Kinder stets seyn müßen. — Den sie, wie schon bekannt, in der Person des Herrn Animos fanden. — Die Eltern verbanden sich hiedurch gegenseitig zu einem ehrwürdigen Band, und schloßen mit dem frommen Lehrer einen heiligen Bund.

Durch ein so reines Tugend-Muster, sowohl von Seiten der Eltern, des Lehrers, als auch selbsten des Gesindes, sind dann vorzüglich die von Liebenfeldischen Kinder die so ausgezeichneten

und allgemein geehrten Kinder geworden, die Gott und Menschen gefielen.

Es werden wohl einige der jungen Leser begierig seyn, zu wissen und zu erfahren, wie es denn in dem von Lichtenfeldischen Hause, von dem sie schon aus dem ersten und zweiten Bändchen manches erfuhren, zugegangen sey, und deßwegen wird hier Eleonorens Unterredung ein bischen unterbrochen.

Herr Animos machte von den Eltern seiner Zöglinge folgende getreue Schilderung nach Endigung seiner Jahre, die er als Hofmeister bey ihnen zubrachte.

„In meinem Leben habe ich kein so edles und „glückliches Ehepaar gesehen, als Herr und „Frau von Lichtenfeld; keine so vortrefliche und „fast unübertrefbare Eltern, als sie waren. „So lange ich in diesem Hause war, bemerkte „ich nie einen mißmuthigen Blick gegen einander; „nie stund eine gerunzelte Stirne der andern „gegenüber; nie hatte eins Ursache über das „andere verdrüßlich zu seyn; niemalen erlaubte

„ ein Theil den Kindern dasjenige, was der
„ andere verboten hatte; nie ward ein Dienstbote
„ eines Fehlers wegen in Gegenwart der Kinder
„ ausgezankt; nie sprangen über ihre Lippen
„ zweydeutige Reden, noch viel weniger schandbare
„ Worte; nie hörten ihre Kinder eine Unwahrheit
„ von ihnen, und geschah es ja, daß eine Sache,
„ die ihnen erzählt wurde, von der sie glaubten,
„ ihren Kindern sie mittheilen zu dürfen, sich
„ anders verhielt, so berichtigten sie gleich wieder
„ das vorgefundene Unrichtige; nie versprachen
„ sie ihren Kindern etwas, das sie nicht zu
„ erfüllen gedachten; nie ermunterten sie dieselben
„ zu etwas, wovon sie sich selbsten freygesprochen;
„ nie untersagten sie ihnen was, das sie selbst
„ nicht unterlassen hätten; Nachtheiliges und
„ Uebelredendes über ein anderes Haus wurde
„ zu keiner Zeit von ihnen vernommen; selbst
„ mit Mitleiden, nicht aber mit Beschönigung,
„ bemerkten sie offenbar allgemein bekannte Ver-
„ sündigungen; nicht mit prahlendem Prunke
„ theilten sie ihr Brod mit den Armen, und

„ brachen es denselben; nicht einmal überschritten
„ sie die Mäßigkeit; nie erhoben sie sich mit
„ Stolze über andere Menschen, und ließen
„ Andere ihre Ueberlegenheit fühlen; kein Klein-
„ muth war bey irgend einem unangenehmen
„ Unfall oder Leiden sichtbar, noch weniger eine
„ mürrische Klage oder Unzufriedenheit hörbar;
„ immer zeigten sie die tiefste Hochachtung gegen
„ alles Göttliche und die Religion; nicht schämten
„ sie sich des öffentlichen Bekenntnisses und der
„ Verehrung derselben; unter keinem Vorwande
„ schloßen sie sich vom Gebete aus." — Ich
könnte des Rühmens kein Ende finden, setzte
Herr Animos hinzu, wenn ich noch weiter das
Bild dieser Familie mahlen wollte. Da nun die
Kinder von ihren Eltern, und selbst von allen
untergeordneten Personen im Hause nichts Nach-
theiliges, sondern lauter Lobenswürdiges sahen
und bemerkten, und sie auch von mir so viel als
möglich zurückgehalten wurden, nichts gewahr
zu werden, was einen nachtheiligen Eindruck auf
ihre zarten Herzen machen könnte, so konnte es

nicht fehlen, als daß sie Sinn und Geschmack an allem Guten fanden, und Abneigung und Abscheu vor allem Bösen in sich fühlten.

Bey der oben angeführten Gelegenheit rühmte Eleonore von Liebenfeld der Frau von Liebenreich die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Hauslehrers Herrn Animos an, und sagte: Wir schätzen uns sehr glücklich einen solchen Führer für unsere Kinder gefunden zu haben, der nicht nur ein sehr verständiger, einsichtsvoller Mann in dem Erziehungswesen, sondern auch ein sehr frommer religiöser Mann ist, ohne ein finsterer übertrieben strenger Sittenlehrer zu seyn, der nicht blos Religion lehrt durch Worte, sondern sie auch durch sein ganzes Wesen ausspricht. Beständig sehen meine Kinder an ihm das reizendste Bild der Tugend und einer ungeheuchelten, ungezwungenen Gottesfurcht. Sie könnens nicht genug denken, wie ein solches lebendiges Beyspiel wirkt, das ist eigentlich der Geist, der da lebendig macht, mehr als alle noch so gelehrte, mit den

schönsten Worten und Ausdrücken geschmückte Lehre, die, ohne Beyspiel und Muster, nur der Buchstabe ist, der kraftlos bleibt und tödtet. Gott wird auch ihn dereinst dafür segnen! Ich muß es Ihnen gestehen, daß auch wir Eltern uns durch ihn in manchem Guten schon gestärkt fühlten. Dadurch nun, daß alle gemeinschaftlich in meinem Hause sich beeifern, sich auf die vortheilhafteste und empfehlungswürdigste Weise den Kindern zu zeigen; und auch ich mich aus allen meinen Kräften beeifere, wie nicht weniger mein Mann, nichts blicken zu lassen, das den guten ausgestreuten Saamen in den Herzen meiner Kinder ersticken, und schädlich auf sie wirken könnte, sind meine Kinder, mit Gottes Hülfe, so weit gekommen, daß wir nach unsern schwachen Einsichten und nach unserm Urtheil — an dem, wie ich hoffe, die Eigenliebe und Eitelkeit keinen Antheil haben sollten — auch nach dem Geständniß des Herrn Animos, dem ich trauen zu dürfen glaube, mit unsern Kindern zufrieden seyn können. Möge der

Himmel sie in Zukunft vor Verirrungen, Abweichungen und Abwegen in Gnaden bewahren!

X.

Sey nicht eigensinnig!

a. Fräulein Eleonore verliert durch ihren Eigensinn ihr rechtes Auge.

Sie können gar nicht glauben, gnädige Frau! was ich mit der Fräulein Eleonore, auszustehen habe! klagte einmal die Hofmeisterin bey der Familie der Frau von Glasensky — man sollte doch glauben, daß man mit einem Kinde von 9 Jahren fertig werden könnte, aber das ist bey dem großen Eigensinn, den Eleonore hat, beynahe unmöglich. — Versuchen Sie es einmal, und geben Sie ihr recht gute Worte, sie wird Ihnen gewiß folgen, ich kenne ihr gutes Herz, sagte Eleonorens Mutter. — Ach! meine gnädige Frau, das hab ich schon längst versucht, je mehr ich ihr gute Worte gebe, desto

weniger giebt sie nach, weil sie glaubt, ich fürchte mich vor ihr. — Ey! ey! versetzte die gnädige Frau, wenn die guten Worte nicht helfen, so muß sie eben etwas hart anlassen, wiewohl ich davon keine Freundin bin — ich meyne doch immer, man richte mehr mit Geduld, als mit Strenge aus. — Ich hab's auch gedacht, aber meine Hoffnung ist bisher zu Schanden geworden; wenn sich eben das Fräulein etwas in den Kopf gesetzt hat, so solls gehen, und wenn es noch so verkehrt, und wenns auch offenbar ist, daß es schädlich ist. Hm! Hm! sprach Frau von Glasensky, die Sache wird sich schon geben. Mit den Jahren kommt ja der Verstand! — Die Hofmeisterin betrübte sich, daß sie kein rechtes Gehör fand, und Eleonore verstärkte sich zu ihrem grösten Leid täglich im Eigensinn. Zur große Freude der Hofmeisterin kam der Großvater von Eleonore, Herr von Liebentraut, auf einen Besuch, und nahm seine Enkelin, an deren Munterkeit er eine Freude hatte, mit auf sein Gut Edelbach.

Es stund aber nicht 6 Wochen an, so schrieb derselbe an seine Tochter, die Frau von Glasensky:

„Deine Eleonore, an der ich eine so große „Freude hatte, als ich bey Euch war, hat mir „durch ihren Eigensinn schon vielen Verdruß „gemacht, so daß ich dir melden muß, es ist „mir dieselbe zur Last, komm und hole sie. „Von vielen Unarten, die sie in ihrem Eigen„sinn machte, will ich dir nur Eine erzählen: „Du weißt, daß ich an dem krystallenen „Familien-Pokal immer eine gar große Freude „hatte. Vor wenigen Tagen hatte ich mehrere „gute Freunde bey mir, und sagte am Ende „der Tafel zu Eleonore, sie solle dem Bedienten „sagen, er habe den großen Pokal zu bringen. „In dem Augenblick, da ich den Becher erwarte, „höre ich Eleonoren entsetzlich schreyen. Augen„blicklich stehe ich auf, um zu sehen, was ihr „fehle. Ich finde sie auf dem Boden im Blute, „und den Pokal in Scherben. Sie hatte nemlich „von dem Bedienten, der den Pokal trug,

„ verlangt, er solle sie denselben tragen lassen.
„ Dieser aber gab das nicht zu, da er wußte,
„ wie viel mir an demselben liege. Wie sie
„ sah, daß der Bediente ihren Willen nicht
„ erfüllen wollte, sprang sie an ihm hinauf,
„ zerrte an ihm, und riß den Pokal mit aller
„ Gewalt an sich, fiel, der Pokal brach in viele
„ Stücke, nicht nur ihre Hände wurden dabey
„ verwundet, sondern auch ihr rechtes Auge,
„ da ihr ein Glassplitter auf dem Boden, auf
„ dem sie sich vor Zorn wälzte, hinein stach.
„ Ich weiß nicht, ob ihr noch geholfen werden
„ kann; die Aerzte sagen, sie werde ohne Zweifel
„ um das rechte Auge kommen. — Beeile dich
„ hieher zu reisen! — Lebe wohl! dein Vater

Herman von Liebentraut.

Ach Gott! meine Eleonore, rief Frau von Glasensky aus, und fiel in Ohnmacht vor Schrecken. Niemand wußte, was das sey. Erst als sie wieder zu sich kam, erfuhr man es. Die Hofmeisterin beklagte zwar die unglückliche Eleonore, konnte aber doch nicht umhin, zu

bemerken: Daß ihr dieses Unglück nicht begegnet wäre, wenn sie auf ihrem Eigensinn nicht so beharret hätte.

b. Sey nicht ungeduldig!

Als Eleonore von Liebenfeld ihren Kindern diese Geschichte erzählt hatte, setzte sie hinzu: Eben so muß ich euch, meine lieben Kinder! vor aller Ungeduld warnen, denn diese wirft bey unangenehmen Vorfallenheiten kein günstiges Licht auf den Menschen, sondern stellt ihn in Schatten. Bedenket, daß der Ungeduldige nichts ausrichtet, sein Ungemach nicht vermindert, sondern wohl gar vermehret.

Es hat mir letzthin sehr wohl gefallen, daß Henriette bey dem nicht unbedeutenden Verluste eines Ohrengehänges sich geduldig erzeigte, und ihre Thränen darüber mässigte; nicht weniger, daß auch Wilhelmine bey der Operation einer eiternden Beule viele Standhaftigkeit bewies.

Uebrigens ists nicht möglich, den Schmerz ganz zu verbergen, oder völlig zu unterdrücken, und eine Fühllosigkeit zu affektiren, von der wenig Ehre einzuerndten wäre. Stille Seufzer, wehmüthige Zähren, bescheidene Klagen sind allerdings zu verzeihen. Der Mensch ist Mensch, und kein Stein; er darf den Schmerz wohl fühlen, und ihn anständig äussern, nur sich nicht unbändig und eigensinnig gebärden und bezeigen, unbescheiden klagen und murren, in ein lermendes Geschrey ausbrechen und unvernünftig toben, nur nicht Andern zur Last fallen, und ungerecht gegen sie werden. Ich und mit mir mehrere haben es schon gefühlt, daß hingegen die Geduld oft die Stelle eines Heilmittels vertritt, und viel beyträgt, das Uebel zu heben, oder doch wenigstens zu erleichtern, wodurch schon viel, sehr viel gewonnen wird!

Ein paar Beyspiele sollen euch davon überführen. Max von Gräuther, ein junger Junker von 16 Jahren, ein verwegener, rascher und unbesonnener Jüngling, der sich schon manchen

Schaden zuzog, war ein großer Liebhaber von Hunden, Pferden, u. s. w. Seine Hauptbeschäftigungen bestanden im Reiten, Fahren, Jagen rc. Das Lernen und die Bücher waren bey ihm nur Nebensachen. In jenen Künsten hatte ers schon weit gebracht, und wäre bald ein Meister darinnen geworden.

Einmal ritt er in Gesellschaft mit Andern, und wollte besonders auf seinem Springer-Fuchsen seine Kunst zeigen. Er sprengte in vollem Gallop über Gräbchen, dann über breitere, und endlich über sehr breite Graben, ein, zwey, dreymal glücklich.

Nun laß es gut seyn! riefen ihm seine Freunde wohlmeynend zu, dein Fuchs ermüdet, und du möchtest Schaden nehmen! Ey mein Fuchs kann noch rasch hinüber setzen — aber dießmal mißlang der Sprung, weil das Pferd schon ziemlich erschöpft war, es stürzte in den Graben, und der Reiter brach das Bein.

Da in einer Entfernung von einer Viertelstunde kein Haus anzutreffen war, so mußte er

pag. 117.

Gez. v. G. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Ich fühle keinen Schmerz.

unter großen Schmerzen neben dem Graben ruhig liegen, bis einer seiner Freunde, der schnell nach Hause ritt, mit einem Wagen ankam.

Der Chirurg, welcher geholt wurde, aber nicht alsogleich erscheinen konnte, weil er einem andern Unglücklichen zu Hülfe kam, bekam eine derbe Lektion bey seiner Erscheinung; auch befahl ihm der Patient, ihn ohne Schmerzen einzurichten. Der launigte Chirurg sagte darauf lächelnd: er fühle keinen Schmerz. Nach erfolgter Operation befahl der Arzt, sich ruhig zu verhalten, und im geringsten nicht sich zu bewegen, sonsten könne der Junker abermalen Schaden nehmen, und ein krummes Bein bekommen.

Ein paar Tage hielt sich der Junker ganz ruhig, aber am dritten ward er schon ungeduldig, so daß er auf den Chirurgen gewaltsam schimpfte, weil er glaubte, daß er mit dem dritten oder höchstens vierten Tage schon wieder das Bette verlassen könne, und hergestellt seyn werde. Er ward also sehr unruhig, so daß er

seinen Fuß aus einander warf. Alsobald empfand er heftige Schmerzen. Der herbey geholte Arzt mußte den Fuß neuerdings einrichten, welches ohne Schmerzen nicht erfolgte. Nach geendigter Operation sprach nun der Chirurg im Tone des Ernstes: Ich habe Ihnen befohlen, sich ruhig zu verhalten, Sie gehorchten aber nicht; wofern Sie noch einmal unruhig sind, und den Fuß aus einander werfen, so kann Ihr Fuß nicht gerade kurirt werden, sondern Sie werden ein krummes Bein bekommen. Der Junker versprach zu folgen, aber bald war er seines Versprechens uneingedenk, ward neuerdings unruhig, und trug von seiner Ungeduld ein krummes Bein davon; er hat schon oft das Geständniß abgelegt, daß nicht die Ungeschicklichkeit des Arztes, sondern seine Unruhe daran Schuld sey.

Eben so ungeduldig, unbändig und tobend betrug sich das 11 jährige Fräulein Adelheid von Zipper, wenn sie Zahnschmerzen hatte, zu denen sie sehr geneigt war; sie lief wie toll

im Hause herum, stampfte mit den Füssen, schrie und lärmte, daß vor ihrem Geschrey kein Mensch Ruhe hatte; sie schimpfte auf die Leute, die sie bedienten, und Niemand konnte ihr etwas recht machen, gerade so, als wenn Andere die Zahnschmerzen ihr verursachten. Durch ein solches Benehmen aber brachte sie ihr Geblüt noch mehr in Wallung, und die Schmerzen vermehrten sich. Sie machte sich Jedermann abgeneigt, und entzog sich selbst das Mitleiden, das man doch sonsten gewöhnlich dem Leidenden schenkt. Erst durch öftere Erfahrung wurde sie vernünftiger, und lernte ihr bisheriges unkluges und ungeduldiges Benehmen einsehen; sie betrug sich nun in jeder Art von Leiden ruhiger, davon sie dann den Vortheil hatte, daß das Uebel lange nicht so empfindlich war.

c. Denkmal des Eigensinnes.

Paul Prutscher, der Sohn eines reichen Kaufmannes in Guisstetten, machte seinen Lehrern mit seinem Eigensinn täglichen Verdruß. Sie berathschlagten sich mit einander, wie sie den 11 jährigen Knaben zur Folgsamkeit bringen wollten, und kamen darinn überein, man müsse, da er durchaus nicht auf gute Worte sich zum Gehorsam fügen wolle, ihm mit ernstlichen Züchtigungen seinen Willen zu brechen suchen. Zur Ausführung dieses Beschlusses bot sich den nächsten Tag schon Gelegenheit dar.

Prutscher sollte sich wie andere Knaben im Deklamieren üben. Er that dieß so verdrossen, und mit so leiser Stimme, daß ihn der Lehrer aufforderte, er solle, was er wohl könne, lauter sprechen. Er that es nicht. Nun wurde er mit einer Strafe bedroht. Er thats doch nicht. Der Lehrer wollte ihn greiffen, um ihn zu züchtigen. Er wich aus, und wollte zum

Schulzimmer hinaus springen, rannte aber mit dem Kopfe so an das Schloß der Thüre, daß er sich eine entsetzliche Wunde an der Stirne machte. Er wurde zwar wieder geheilt, aber durch die Narbe, welche die Wunde zurückließ, entstellt, und trug an derselben ein lebenslängliches Denkmal seines Eigensinnes.

Der Eigensinnige, welcher sich nach Niemanden richten, Niemanden glauben und folgen, sondern nur allein das thun und ausführen will, was er für gut hält, ist ein Mensch, der sich manchen Schaden zuzieht, von dem der Bescheidene, der den Rath und die Anordnungen Anderer gern annimmt, frey bleibt.

d. Eigensinn bringt um Haus und Hof.

Ja das hat man unlängst deutlich an dem Adlerwirth Korndauer zu Steinwurf gesehen, sagte Herr Pfarrer Rüger zu Schmalberg.

Korndauer war ein fleissiger Mann, der durch Sparsamkeit sich ein artiges Vermögen

erwarb, dabey aber einen Hochmuth hatte, der ihn hinderte, den Rath anderer guter und verständiger Menschen anzunehmen. Nun war ihm auf einmal sein Haus zu klein, und er kam auf den Einfall, sich ein Größeres zu bauen, um dann der erste Wirth im Orte zu seyn. Dieser Einfall war aber nicht gut, weil er nur ein Mann von mittlerm Vermögen war. Sein braver und verständiger Schwiegervater hörte von diesem Einfall, gieng zu ihm hin, und sagte: Ey, ich höre, Er wolle sich ein großes Haus bauen. Thue er doch das nicht, das wird ihn um sein sauer erworbenes Vermögen bringen, und es könnte dahin kommen, daß er am Ende gar kein Haus mehr hätte. Geb' Er den Gedanken auf, lieber Herr Tochtermann. Ich bin schon alt, und werde wohl nimmer lang leben, dann kann Er ja in mein Haus, das etwas größer ist als sein gegenwärtiges, ziehen. Folg' Er mir doch!

Ich will sehen, sagte Korndauer. Kaum war aber der alte Schwiegervater zum Haus hinaus,

so ließ er Zimmermeister, Maurer, Ziegler und Schlosser kommen, und veraccordirte mit ihnen einen schönen und großen Bau. Diese lobten seinen Entschluß, wie leicht zu erachten.

Bald fieng das Bauwesen an. Schön stand schon das erste Stockwerk da. Korndauer freute sich, als er dieß sah. Aber seine Frau nicht, denn schon mußten einige Aecker verkauft werden, um die Baukosten zu bestreiten. Je weiter das Bauen kam, desto mehr wurde verkauft, und noch dazu Geld geborgt. Endlich stund ein schöner Bau vollendet da. Aber Korndauer hatte nicht für sich gebaut.

Die Handwerksleute wollten nun ganz bezahlt seyn, die Schuldner verlangten ihr Geld wieder. Nun wurde der alte Adler verkauft. Auch das reichte nicht. Man verkaufte auch das neue Haus. Nun hatte der eigensinnige Korndauer kein Haus, keinen Hof, kein Gut, und mußte es für ein Glück halten, als ihm sein Schwiegervater ein kleines Stüblein gab.

e. Eigensinn thut wehe.

Steht doch nicht mitten auf die Strasse hin, wenn heute die fremden Soldaten einziehen werden, es könnte leicht eines unter euch von einem Pferd getreten, oder niedergefahren werden, sagte der Lehrer Warnmann zu seinen Schülern am Ende der Lectionen.

Unter denselben befand sich Nickles Frechner, von dem bekannt war, daß er unüberlegt gar Manches wage, was höchst gefährlich sey, den rief der Lehrer noch besonders zu sich, und gab ihm aufs freundlichste Ermahnungen, wie er sich verhalten solle, wenn die fremden Soldaten kommen.

Allein Frechner, der schon die Gewohnheit, seinem Lehrer nicht zu folgen, sondern nach seinem Eigensinn zu thun, was er wolle, angenommen hatte, verlachte die treuen Ermahnungen, sprang davon, und stellte sich gerade mitten auf die Strasse, auf welcher die fremden

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Er lag auf einmal unter den Füs=
sen des Pferdes.

Truppen heranzogen. Geh doch weg! riefen ihm die andern Schüler zu. Allein vergebens. Der Eigensinnige blieb stehen. Ein menschenfreundlicher Major rief ihm ebenfalls zu, er sollte auf die Seite gehen. Ein paar Schritte trat Frechner zurück, aber nicht genug. Der Major konnte sein muthiges Pferd nicht ganz bemeistern, es bäumte sich, und Frechner, der recht genau zusehen wollte, lag auf einmal unter den Füssen des Pferdes, und fieng an erbärmlich zu schreyen; Bürger und Soldaten zogen ihn weg; allein der rechte Arm war von dem muthigen Pferd abgetreten, und die Brust verletzet.

Die andern Schüler, welche ihn in seinem schmerzlichen Zustand sahen, sagten ihm, das geschieht dir recht, warum bist du so eigensinnig gewesen, und hast dem guten Herrn Warnmann nicht gefolgt, und nicht auf uns gehört, als wir dir sagten: „du sollst weggehen!

f. Eigensinn macht elend.

In derselben Stadt, in welcher sich der junge Frechner durch seinen Eigensinn so unglücklich gemacht hatte, machte sich auch Frau Hartbein, die Wittwe eines reichen Kaufmannes, durch ihren Eigensinn recht unglücklich. Sie hatte sich entschlossen, die Soldaten, Officiere wie Gemeine, recht schlecht zu halten. Einige gute Freunde, welchen sie diesen ihren Entschluß mittheilte, widerriethen ihr dieß mit der Bemerkung: Es könnte ihr, da ihr Reichthum bekannt sey, die schlechte Kost, die sie reichen würde, übel bekommen, und man müsse sich nun in die Zeit schicken, die Soldaten seyen ja nicht Schuld, daß Krieg sey, die Meisten würden wohl lieber zu Haus geblieben seyn, als mit so vieler Mühseligkeit in fremden Ländern umherziehen.

Frau Hartbein blieb aber eigensinnig bey ihrem Vorsatz, und führte denselben auch sogleich

beym ersten Quartier aus. Der Officier, dem sie schlechtes Essen und noch schlechteres Getränke gab, mochte mit ihr keinen Verdruß anfangen, sondern gieng aufs Rathhaus, und bat um ein anderes Quartier. Die Herren versicherten, sie wüßten ihm kein besseres zu geben, da die Frau sehr reich sey.

Als er dieß hörte, kehrte er mit einigen Grenadieren zurück, ließ den Keller aufbrechen, und auf ihre Kosten ein köstliches Mahl bereiten, zu dem Frau Hartbein hinsitzen mußte. Das behagte ihr zwar nicht, aber es veränderte doch ihr Vorhaben, die Einquartirten schlecht zu halten, nicht.

Jedesmal gab es Verdruß, sie bekam auch mitunter manchen Stoß mit den Flintenkolben.

Sie gab aber doch ihren Eigensinn nicht auf. Ein Cavallerie-Obrist, den sie auch so schlecht halten wollte, bezahlte sie aber nachdrücklich für ihren Eigensinn, denn es war nicht Eigennutz, der sie hinderte, das Nöthige zu

geben, sondern reiner Eigensinn. In der Nacht, in welcher die Soldaten aufbrechen mußten, ließ er sie aus ihrem Bette holen, und so wie sie war, ohne eigentlich angekleidet zu seyn, auf einen Wagen binden, und fortfahren. Eine Stunde durfte sie fahren, alsdann aber mußte sie bis auf die nächste Station zu Fuß gehen.

Dieser Spaziergang bekam ihr aber sehr übel! Sie ließ sich zwar sogleich in einer Kutsche zurückfahren, wurde aber bald darauf, da sie so leicht gekleidet, unter heftigem Regen, hatte 4 Stunden zu Fuß gehen müssen, kontract, und bereute zu spät ihren Eigensinn, mit dem sie den Rath vernünftiger Freunde verachtete.

g. Eigensinn tödtet.

Lege doch, mein lieber Gustav! deinen Eigensinn ab, sonst wirst du dich überall mißfällig machen und nie zu einem wahren Glück in der Welt

kommen, sprach die Wittwe des Predigers Giren, zu ihrem 11 jährigen Sohne wenige Stunden vor ihrem Tode. Gustav hatte ihr nemlich durch seinen oftmaligen Eigensinn vielen Verdruß gemacht, und sie oft in große Sorgen gesetzt, wenn sie daran dachte, wie es ihm, einem armen Menschen, wohl in der Welt gehen möchte. Es weinte derselbe laut und sprach: Ja! gute Mutter! ich will gewiß nimmer eigensinnig seyn! Ach! wie leid ist es mir, daß ich dich so oft betrübt habe, wenn du nur länger leben dürftest, damit du dich über meine Besserung freuen könntest.

Ach! wenn ich dieß erleben sollte! Gott segne und stärke dich, seufzete die edle Wittwe, und — verschied. Einen tiefen Eindruck hatte auf Gustav der Tod seiner Mutter gemacht. Zum Begräbniß seiner Mutter kamen auch die 2 Brüder derselben, der Kaufmann Rechner und der Apotheker Rechner aus Ommstadt. Beide kamen überein, sich der 3 Kinder der geliebten Schwester anzunehmen. Der Apotheker wollte zwey, das älteste und das

jüngste mitnehmen, der Kaufmann sollte Gustav für sich haben. Allein der sagte: Nein! Bruder, das kann ich nicht, ich bin einigemal zugegen gewesen, als sich Gustav entsezlich eigensinnig betrug, und ich mag ihn aus Sorge, er möchte meiner lieben Frau, die sehr kränklich ist, zu viel Verdruß machen, nicht in meinem Hause haben. Und ich, sagte der Apotheker, kann ihn auch nicht haben, da ich fürchte, er möchte durch seinen Eigensinn, bey dem er sich nicht wehren läßt, in meiner Apotheke, wo es ja neben dem Nützlichen, so viel Gefährliches gibt, sich und mir einmal schaden.

Das kannst du ja verhüten, lieber Bruder! denn du bist ein so sehr pünktlicher Mann. Nimm den Jungen mit. Der Apotheker nahm Gustav mit, und überließ dagegen das 8 jährige sanfte Lorchen seinem Bruder.

In den ersten Wochen ließ sich Gustav von seinem Vetter aufs Beste lenken, so daß derselbe eine große Freude an ihm hatte. Allein eh' ein Vierteljahr vergieng, war der alte Eigensinn

wieder da. Der Apotheker ermahnte und züchtigte. Nun giengs wieder auf einige Zeit gut. Allein, eh' man sich's versah, hatte der eigensinnige Gustav sich sehr unglücklich gemacht.

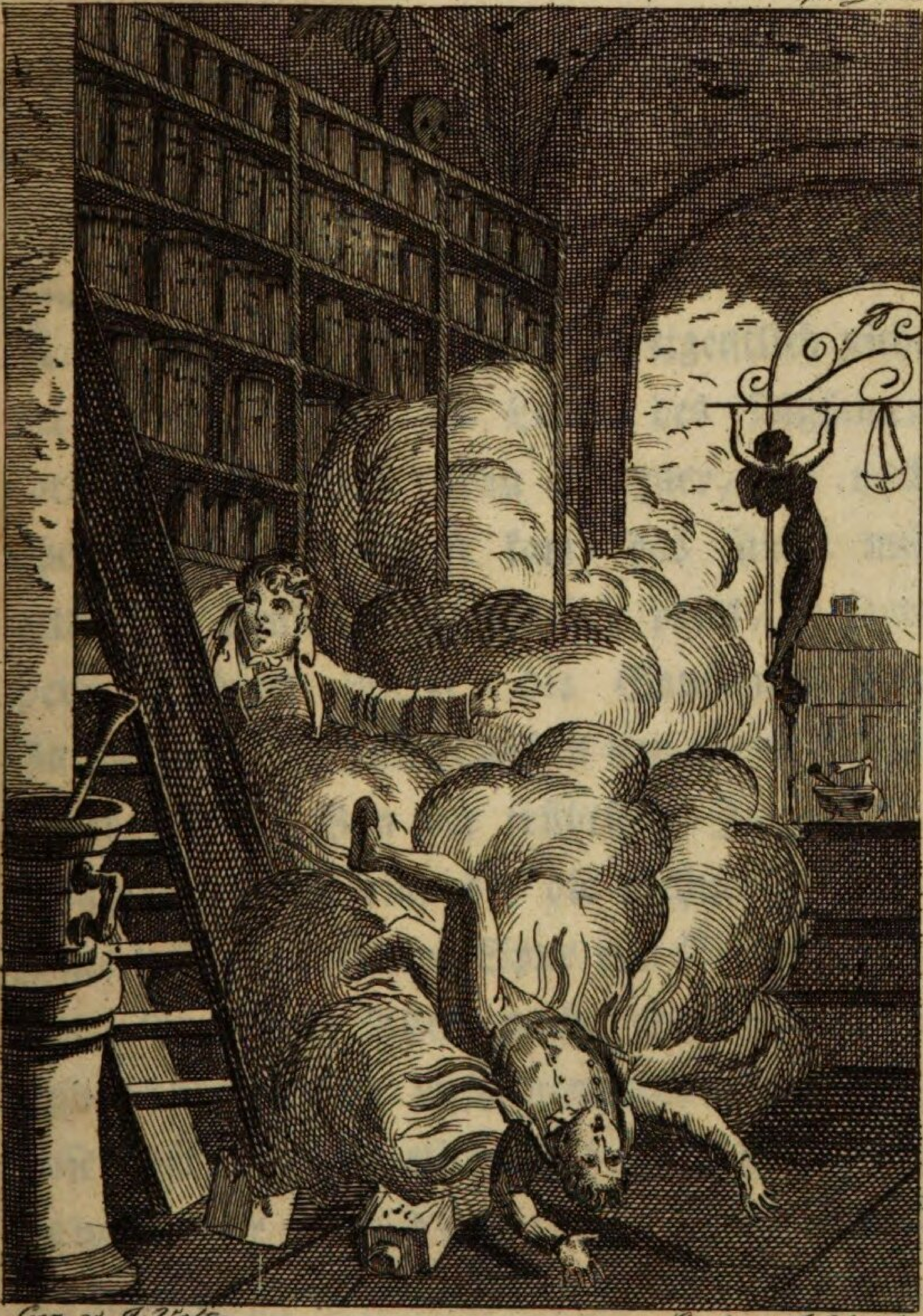
Gleich bey seinem Eintritt hatte ihm sein Vetter gesagt: rühre mir ja nichts in meiner Apotheke an, am allerwenigsten das, was in Gläsern ist, denn in denselben ist oft etwas, das dir lebenslänglich schaden könnte, wenn du es auf dich gößest! — Gustav achtete auf dieß Verbot nicht, sondern schlich oft, wenn er wußte, daß sein Herr Vetter nicht um den Weg sey, in die Apotheke, und visitirte bald diesen, bald jenen Kolben.

Am Christfest, an dem der Apotheker zum heiligen Abendmahl gieng, hielt sich Gustav beim Apotheker-Gehülfen auf. In dem Augenblick, in welchem dieser etwas aus der Kräuterkammer holte, stieg Gustav auf einer Leiter zu den Kolben, in welchen Vitriol-Geist war, hinauf, nahm einen solchen Kolben in die Hand, stieß ihn an die Leiter, zerbrach ihn, und stürzte sogleich unter entsezlichem Geschrey die Leiter hinunter;

der Apotheker-Gehülfe sprang herbey. Gustav brannte. — Man holte Herrn Rechner aus der Kirche, auch einen Arzt; niemand konnte helfen. Der unfolgsame Gustav mußte unter den fürchterlichsten Schmerzen sterben.

h. Folgsamkeit macht glücklich.

Bey der Leiche dieses unglücklichen Gustavs war auch Herr Kaufmann Rechner, der die Folgsamkeit von Lorchen Giren nicht genug loben konnte, und erzählte, wie viele Freude das gute Kind seiner Frau mache. Sie hatten keine Kinder, und beschloßen nun Lorchen an Kindsstatt anzunehmen und Herr Rechner wollte einst einem braven Mann sein Geschäft übergeben, damit seine Frau nie den Schmerz haben sollte, sich von dem sanften Lorchen trennen zu müssen. Er hielt auch in der Folge Wort, und Lorchen Giren wurde sehr glücklich, denn ihr Herr Vetter war reich, und ihr Gatte sehr sanft.



Gez. v. I. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Gustav brannte.

i. Nachgiebigkeit gewinnt die Liebe anderer Menschen.

Da Herr Kaufmann Rechner eigentlich nicht satt werden konnte im Loben des folgsamen Lorchen, und auch Frau Rechner, die noch Abends zur Gesellschaft kam, das sanfte und gutwillige Kind außerordentlich pries, so sagte Herr Prediger Weiße, die Sanftmuth und Gutwilligkeit hat das Mädchen von ihrem seligen Vater ererbt. Von der frühesten Jugend an besuchten wir mit einander die Schule, und da zeigte sich auch nie eine Spur von Eigensinn bey ihm. Er gab in Allem nach, ohne schwach zu seyn, und befolgte aufs genaueste die Befehle unsers oft sehr wunderlichen Lehrers. Hiedurch gewann er auch die Liebe dieses Mannes, der zwar emsig in seinem Berufe, aber im Grunde kein Kinderfreund war.

Diese Zuneigung unsers Lehrers kam ihm sehr wohl zu statten. Als es dahin kam, daß wir auf

die hohe Schule sollten, wurde er von demselben den Professoren zu einem Freytisch und andern Unterstützungen empfohlen. Hätt' er nicht diese Unterstützung genossen, er hätte, da er sehr arm war, gar nicht studiren können. Auch sein Stiefvater war ein sehr wunderlicher Mann, über dessen Eigensinn Jedermann, nur mein Freund Giren nicht, klagte. Da er mit aller Aufmerksamkeit die Befehle, ja die Wünsche desselben achtete, so faßte derselbe Zuneigung zu ihm, schonte ihn gar sehr, und machte ihm, wenn er in den Ferien nach Hause kam, manche Freude.

Nach den Universitätsjahren wurde er Hofmeister in dem Hause des Barons Kaltwasser. Schon manche Hofmeister waren in diesem Hause gewesen, aber nach kurzer Zeit wieder ausgetreten, weil sie sich alle über den Eigensinn des Barons beschwerten. Von meinem Freund hörte man keine Silbe. Er gab den Eigenheiten des Barons nach, so weit es nicht gegen seine Ehre war, und kam in ein solches Verständniß mit demselben,

daß er ohne Zweifel mehrere Jahre bey ihm geblieben wäre, wenn nicht eine Gesandschaft, die der Baron erhielt, die Familie in eine weit entfernte Stadt geführet hätte.

Ueberall, wohin ihn das Schicksal führte, gewann mein Freund durch seine Sanftmuth Freunde. Auch Ihre Liebe, meine Herren. Ja! riefen die Schwäger, immer bleibt uns das Andenken an seine sanfte Liebe süß!

XI.

Muthwille.

a. Der Muthwille straft sich selbst.

Adolph, der 12 jährige Sohn des Bürgermeisters Grobian in Bienholz, hatte einen ausserordentlich großen Hang Alles, was er sah, zu verderben. Es waren daher alle zerbrechlichen Dinge immer in Gefahr von ihm zerbrochen zu werden. Was aber noch mehr war als dieß, war seine Lust,

die Freuden, welche seine Kameraden unter sich oder an etwas Unschuldigem hatten, zu verderben. Man vermied daher allgemein die Nähe des muthwilligen Adolphs. Er drang sich aber überall, wo er konnte, ungeladen ein.

So hatte er gehört, daß Heinrich, der Sohn des Predigers Ruhe, zum Weihnachtsgeschenk ein artiges Klavier bekommen habe. Er gieng sogleich hin, um dasselbe zu sehen. Heinrich zeigte ihm mit großer Freude das schöne Klavier, und spielte ihm, damit er höre, wie gut es gemacht sey, einige Arien vor. Adolph schien sich mit Heinrich zu freuen. Es waren noch mehrere Kinder beysammen. Alle waren vergnügt.

Auf einmal hört man Adolph rufen: Ach! mein Sonntagskleid! mein schönes Sonntagskleid! Man lief zu ihm, fand ihn beym Klavier, und voll Tintenflecken. Er hatte nemlich das Tintenfaß, das auf dem Arbeitstisch des Herrn Predigers stund, in der Absicht genommen, um es über das schöne Klavier auszugießen, hatte sich aber, als er an das Klavier kam, an einem Fuß desselben

gestoßen, und die Tinte statt über dasselbe über sich selbst hingeschüttet. Das war ihm sehr leid, er fand aber kein Bedauern, denn man dachte, so wie man das Tintenfaß, das er zu nichts nöthig hatte, bey ihm sah, er habe die boshafte Absicht gehabt, das Klavier, an dem Heinrich eine große Freude hatte, zu verderben.

Der Herr Prediger hielt ihm seine Unart vor, und warnte ihn vor der Lust, Anderer Freuden zu verderben, bemerkte, wie sehr er sich dadurch schaden könne, schickte ihn nach Hause, und verbot dem Muthwilligen, je wieder in sein Haus zu kommen. Das war arg für Adolphen, denn nun durfte er zu keinem Kinde mehr, weil er schon früher nach und nach alle Andern durch seinen Muthwillen beleidiget hatte.

b. Die bösartigen und muthwilligen Kinder werden öffentlich gestraft.

In der Familie des Krämers Nebul herrschte nicht nur Finsterniß in allen Erkenntnißen und Einsichten von dem, was recht und wohlgefällig ist, sondern auch dunkle Nacht im Rechtthun, und Frommseyn. Die Eltern scheueten sich in nichts vor ihren Kindern, und bedachten gar nicht, daß sie aufmerksame Beobachter und Zeugen um sich hätten.

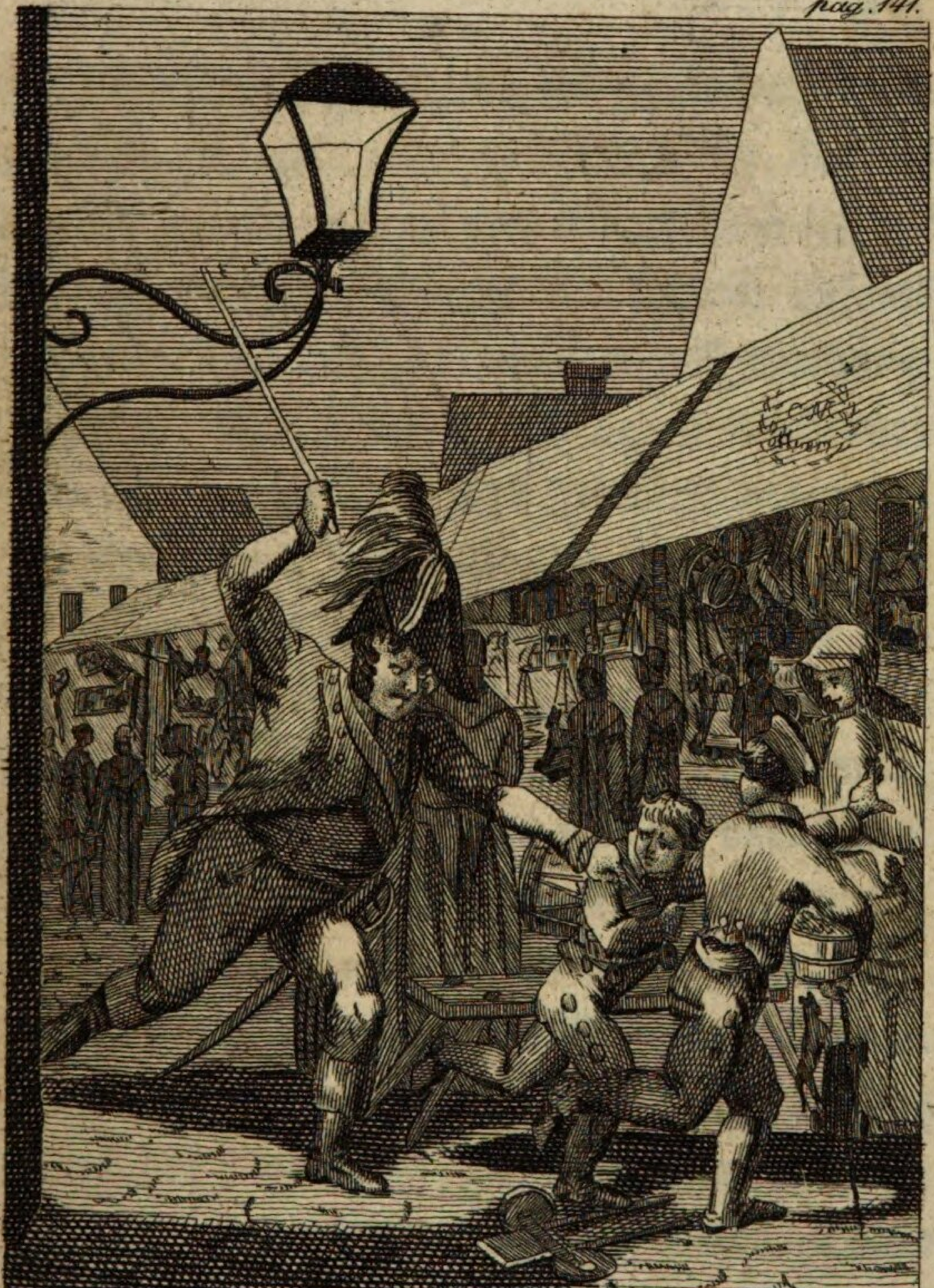
Mit triumphirendem Frohlocken freute sich der Vater in Gegenwart seiner Kinder, und that damit groß, wenn er einen Unwissenden und Unerfahrnen übertölpeln und betrügen konnte. Das dritte Wort aus seinem Munde war entweder ein Fluch, oder Schimpf, oder eine Zotte. Mit seiner Frau, die ihm wenig nachstand, haderte er oft, ja ließ es wohl manchmal in Gegenwart der Kinder zu Thätigkeiten kommen. Die Dienstboten behandelte er hart. Ueber Lehranstalten

schimpfte er öfters und sprach ohne Achtung von Lehrern in Kirchen und Schulen. Er betete selten, und wenn es geschah, so war es nur ein unverständiges Plappern und Brüllen. Er trank auch öfters zu viel.

Was konnten nun deßen Kinder wohl lernen? Der gute in Kirche und Schulen eingepflanzte Saamen wurde von diesem Satan vom Herzen weggenommen. Wie die Eltern, so die Kinder; denn was die Alten sungen, das zischern die Jungen. Fluchen, Schwören, Schimpfen, Balgen, Schlagen, Verderben, war ihre gröste Freude und Kunst, Trozen ihr Gewerbe, Spotten ihr Geschäfte, Lügen ihre Fertigkeit, Schaden thun ihr Dichten und Sinnen. In der ersten Jugend freuten sich die Eltern über dergleichen Aeußerungen, und hielten sie für etwas Kluges und Witziges. Wenn sie aber bey zunehmenden Jahren der wachsenden Bosheit zu steuren sich doch gedrungen sahen, so erhielten sie die Antwort: sie thäten ja weiter nichts, als was die Eltern zu thun sich selbst erlaubten.

Einmal, da sie aus der Schule giengen, fingen die zwey größern Knaben, ein 12 und 10 jähriger, auf der Straße mit Andern Händel an, rauften sich gewaltig, und hätten beinahe einen Knaben erdrosselt, wenn nicht vorübergehende, erwachsene Personen die Raufer aus einander gejagt hätten. Diese zwey Knaben schimpften nun aus vollem Halse über die Ruhestifter. Die Eltern begiengen dabey die Unbesonnenheit, daß sie dem Lehrer, der des Tages darauf die Wütheriche bestrafte, sehr grob entbiethen ließen.

Am Nikolai Abend, Klausentag genannt, übten sie die gröbsten und wildesten Streiche des ausgelassensten Muthwillens und der ungezügelsten Bosheit aus. Sie beraubten kleinere Kinder, die mit ihren größern Geschwistern oder Dienstboten einiges auf dem sogenannten Klausenmarkte eingekauft hatten; ja sie giengen wohl so weit in ihrem Muthwillen, daß sie größere Personen insultirten, und mit Stöcken die mit sich tragenden Glas-Laternen ihnen zusammen schlugen. Darüber entstund ganz natürlich ein großer Lerm.



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Ein Diener der Polizey ertappte sie.

Die Lotterbuben glaubten durch die finstere Nacht geschützt zu seyn, aber ein Diener der Polizey ertappte sie, als sie eben noch einmal einen solchen Versuch machten. Sie wurden sogleich auf die Polizey geführt und die Nacht über in Verwahrung gebracht. Der Vater erhielt davon Nachricht, eilte auf die Polizey, und begehrte wegen des Verfahrens mit seinen Knaben auf; sein Lohn war aber dieser, daß er ebenfalls, weil er sich ungebührliche Reden und Worte erlaubte, die ganze Nacht über sorgfältig aufbewahrt wurde, und den andern Tag Zeuge von der öffentlichen Bestrafung seiner ungezogenen Kinder seyn mußte. Diese Kur besserte in Etwas die Knaben.

Durch die gespielten Betrügereyen, die nun nach und nach auch entdeckt wurden, verlor der Mann fast seine ganze Nahrung; denn bey einem Betrüger wollte Niemand mehr einkaufen. Daher wurden die Töchtern genöthiget, sich unter fremden Personen ihr Brod zu verdienen, da sie aber ebenfalls sehr ausgelassene und schlechtgesinnte Mädchen waren, so wanderten sie stets von einem

Diensthaus in das andere, denn man konnte sie höchstens nur ein Vierteljahr im Dienste behalten. Die eine gieng, nachdem sie noch ihre Herrschaft beschädiget hatte, mit einem Soldaten weg; die andere gerieth in die bitterste Armuth, und nur diese konnte sie mürbe und zahm machen, so daß sie es nun so weit in ihrer Besserung gebracht hat, daß man sie in einer Fabricke als Arbeiterin annehmen konnte.

c. Die muthwilligen Thierquäler.

Waren diese Kinder ihrer schlechten Erziehung und ihrer boshaften Ausgelassenheit wegen, fast der allgemeinen Verachtung Preiß gegeben und wurden die mehrsten Kinder ernstlich gewarnet, mit diesen keinen Umgang zu haben, und ja keine Bekanntschaft zu machen; so zeichneten sich die Kinder des Advokaten Pulsati auf eine andere, auch nicht empfehlungswürdige Weise aus. Sie begegneten zwar Jedermann höflich, waren sittsam

und bescheiden, und beleidigten Niemanden, aber sie begiengen Härte und Grausamkeit an den Thieren. Anstatt, daß sie im Sommer die schädlichen Raupennester hätten vertilgen sollen, da sie ja am Thierreiche ihre Freude hatten, so nahmen sie die Nester der Vögel aus, beraubten entweder die Alten ihrer Jungen, wo doch diese armen Vögelchen bald ihren Tod fanden, oder die Jungen der Alten, wo jene einen elenden Hungers-Tod nehmen mußten, oder quälten jämmerlich die armen Thiere; bekamen sie eine Maus, so nagelten sie dieselbe lebendig an; oder einen Frosch, so schnitten sie diesem den Bauch auf, streuten Salz und Pulver in sein Inwendiges und näheten ihn wieder zu, wodurch diese armen Thiere eines jämmerlichen Todes sterben mußten; bekamen sie Katzen, so befestigten sie entweder an die Pfoten derselben Nußschaalen und jagten sie davon; konnten sie nicht gehen, so quälten sie dieselben mit Schlägen, oder sie klemmten ihre Schwänze in ein gespaltenes Holz. Erhielten sie die Erlaubniß zu einem Spazierritt, so jagten sie

die Pferde beinahe zu Tode. Einmal, als sie von einem solchen Spazierritt nach Hause kamen, zitterte ein Pferd derselben am ganzen Leibe. Nach einer kleinen Viertelstunde bringt der Pferdeverleiher das Pferd, und erklärt der Mutter, weil der Vater auf einige Tage über Land war, daß aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe verlohren sey und er dafür 8 Karoline verlange. Die Frau bat, nur diesen Vorfall nicht ihrem Manne anzuzeigen, der sonsten sehr aufgebracht und diese Thiermißhandlung gewiß streng ahnden würde. Nur durch besondere Pflege ward das Pferd gerettet, aber die Mutter mußte heimlich ℒ 11. ersetzen. Der Knabe wurde indessen von der grösten Angst und Furcht gequälet und seine Freude und Mißhandlung lohnte ihn bitter. So oft er wieder reiten wollte, bekam er nebst seinem Bruder in der ganzen Stadt kein Leihpferd, sondern die Antwort: Euch Pferdeschändern leihen wir kein Pferd.

Nicht umsonst stehet der Ausspruch in der Bibel, Sprüche Sal. 12, 10. der Gerechte erbarmet

sich seines Viehes; aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig. —

Quäle nicht ein Thier zum Scherz!
Es empfind't, wie du, den Schmerz.

XII.

Der Pächter Johann Streitfuß und Martin Besserer.

Herr von Greppenbach hatte ein großes Gut, auf dem mehrere Pächter, die er dahin gesetzt hatte, verdarben. Die Ursache lag nicht im Gute selbst, denn dieß hatte einen treflichen Boden, sondern in den Pächtern, deren Lebensweise Rohheit und Unverstand war. Besonders roh war der Pächter Johann Streitfuß. Diesem Menschen war nie wohl, als wenn er in Zank und Hader mit Andern leben konnte. Da der Hof zimlich weit von andern Dörfern in der dortigen, artigen Gegend war, so mußten der Pächter und seine Leute für sich selbsten leben, und trachten, wie

sie durch eine freundliche und friedliche Uebereinstimmung unter einander ihre Gemeinschaft und Gesellschaft möchten glücklich machen. Allein davon war bey Streitfuß keine Rede. Mit dem grauenden Morgen hörte man ihn schon schelten und zanken, und bis in die Dämmerung des Abends verfolgte sein unfreundlicher, stürmischer und unbilliger Sinn die arbeitenden Knechte und Mägde. Die Folge hievon war, daß Niemand lange bey ihm blieb, und daß er oft gerade in der wichtigsten Zeit z. E. in den Heu- und Korn-Erndte-Monathen, ohne die nöthigen Dienstboten war, so daß ihm vieles auf dem Felde war, und die Tagelöhner, die er aus der Gegend zusammenholen mußte, ihn sehr viel kosteten. Dieß entleidet ihm den Pacht, und mein Freund, der ebenfalls dadurch litt, war froh, als er aufkündete, und das Pachtgut zurück gab; er nahm also bald einen andern Pächter, Martin Besserer, an, aus der Gegend von St. Gallen in der Schweiz gebürtig. Dieser verständige und friedliebende Mann gab dem Gut gar bald

eine ganz andere Gestalt. Knechte und Mägde, die er, von einem kleinen Hof, den er 12 Jahre umgetrieben hatte, mitbrachte, waren schon mehrere Jahre bey ihm, und liebten ihn, wie ihren Vater, weil sie wußten, er meine es recht gut mit ihnen, und gönne ihnen auch nach vollbrachter und geendigter Arbeit gutes Essen, Trinken und Ruhe. Die neuen Dienstboten, welche er nun noch weiter zu ihnen nahm, weil er sie nöthig hatte, fanden sich auch bald glücklich. Alles arbeitete gern, und alles geschah zur rechten Zeit. Dieß half nun in wenigen Jahren dem vernachlässigten Gut wieder auf. Der Pächter hatte, da alles in Frieden bey ihm zugieng, immer Leute genug, wenn sich die Geschäfte anhäuften, brauchte auch, weil alles in einer gewissen Ordnung gieng, bey weitem nicht so viele Leute, als sein Vorfahr. Wie diese jedesmal in kurzer Zeit zu Grunde giengen, so gedieh Besserer nach wenigen Jahren und mit ihm das Gut. Oft sagte dann mein Freund: Martin, bey Euch sehe ich, daß Friede ernährt,

wenn ich bey Streitfuß und den andern fand, Unfriede verzehrt.

XIII.

Eberhardine Waizenhofen.

Unweit dem Orte, wo mein Freund Greppenbach wohnte, hatte ein Herr Waizenhofen eine ansehnliche Wollespinnerei, bey der viele Arme in der Gegend ihr tägliches Brod verdienen konnten. Unter andern daselbst arbeitenden Armen befand sich auch eine Wittwe mit 4 Kindern. Eins von diesen Kindern war schwächlich, und konnte unmöglich so vieles arbeiten, als die andern. Der Spinnmeister, welcher ein harter Mann war, fuhr dieß arme Geschöpf oft gewaltig an, und brachte es in eine solche Angst, daß es gar nichts mehr thun konnte, und immer nur weinte. Waizenhofens ältestes Töchterlein, die 11jährige Eberhardine, kam gerade einmal dazu, als die kleine Sophie laut weinte.

Eberhardine fragte sie um ihre Thränen und bat dann, als ihr die Kleine gesagt hatte, sie könne dem Spinnmeister nicht genug arbeiten und wollte es gern thun, wenn sie nur die Kräfte dazu hätte, er möchte des armen Kindes schonen und nicht zu viel von demselben verlangen. Der Spinnmeister versprach Geduld, allein hielt nicht Wort. Eberhardine, welcher die körperliche Schwäche der armen Sophie auffiel, bat ihren Vater, er möchte es erlauben, daß sie mit diesem Kind ihr Morgen- und Abendbrod theilen dürfte. Diese Bitte that sie in der Hoffnung, das Kind werde besser arbeiten können, wenn es eine bessere Nahrung hätte. Sie irrte sich auch nicht. Sophie wurde nach und nach kräftiger, und der Spinnmeister erklärte, daß er ganz mit ihr zufrieden sey. Eberhardine freute dieß sehr und sie ermüdete nicht, sich der zarten Spinnerin anzunehmen und immer ihre Fürsprecherin zu seyn, wenn dieselbe zuweilen bey dringenden Arbeiten nicht ganz zu der bestimmten Zeit fertig werden konnte.

Gerade als Waizenhofen die besten Geschäfte machte, warf sich der Krieg mit all seinen Plagen in jene Gegend. Das Haus wurde nicht nur ausgeplündert, sondern auch zerstört und Herr Waizenhofen ward in wenigen Wochen zu einem ganz armen Mann gemacht. Da der Krieg die ganze Provinz verheert und überall Armuth und Jammer verbreitet hatte, so war keine Möglichkeit vorhanden, in dieser Gegend eine Unterstützung zu erlangen. Waizenhofen sah sich daher genöthigt, mit seinen 3 Kindern und einer kranken Frau fortzuziehen und in einer fernen Gegend sein Brod zu suchen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die er gemacht hatte, gelang es ihm endlich, in einer Fabrike eine kleine Anstellung zu erhalten. Er hielt dieß für ein sehr großes Glück. Allein er genoß dasselbe nicht lang, sondern starb abgezehrt von Kummer und Sorgen über das traurige Schicksal der Seinigen. Kurz vor ihm wurde auch seine kranke Frau von ihren Leiden erlöset. Eberhardine, die nun mit ihren 2 Brüdern in

der bittersten Armuth war, bat, man möchte sie als Arbeiterin in der Fabrike annehmen. Man willfahrte ihr. An dem Lehrmeister, der sie in ihren neuen Geschäften unterrichten mußte, fand sie einen sehr billigen Mann, der ihr nicht zuviel zumuthete und es ruhig abwartete, bis sie einmal eine Fertigkeit in ihren Arbeiten erlangt hatte. Das war doch schon ein schöner Lohn für die mitleidsvolle Billigkeit, mit der sie sich ehemals der schwächlichen Sophie angenommen hatte. Da sie ihr Brod verdienen konnte und auch ihre Brüder keine Noth hatten, so war sie gewissermassen glücklich, und niemand hörte je eine Klage über den Verlust des Vermögens, das sie, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, von ihrem Vater hätte erhalten können. Die Fabrike, in der sie arbeitete, hatte eine sehr gute Einrichtung, und lieferte vorzüglich gute Waaren. Es geschah daher häufig, daß Reisende, welche in die Stadt kamen, auch in die Fabrike giengen. Wenige Tage vor Ostern, zu welcher Zeit die

Fabrik-Geschäfte eingestellt zu werden pflegten, kam auch eine fremde Herrschaft in die Fabrike. Weil die Oster-Feiertage vor der Thür waren, so arbeitete Alles sehr fleissig, um noch eine Sache, die bestellt war, zu vollbringen. Die Herrschaft ergötzte sich an dem regen Fleiß der geschickten Leute. Der Aufseher bemerkte ihre Aufmerksamkeit, und führte sie zu Eberhardinen hin, die vor Emsigkeit nicht einmal wußte, daß Jemand vor ihr stehe. Weise sie einmal ihre Arbeit her, sprach der Aufseher. Die Arbeiterin richtete sich auf, um ihre Arbeit darzureichen. Gott im Himmel! rief eine von den Damen, was sehe ich? irre ich mich? ist nicht ihr Name Eberhardine Waizenhofen? Ja, gnädige Frau! sagte Eberhardine ganz bescheiden, aber woher kennen Sie mich? Aus der Spinnerey Ihres Herrn Vaters, ich bin die arme Sophie. Mit diesen Worten drückte sie die edle Eberhardine an ihre Brust, und weinte viele Thränen der innigsten Dankbarkeit. Ach Gott! sprach sie, gelobt seyst du, daß ich diese gute Seele, die ich schon lange suchte, gefunden habe!

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. A. Gleich.

Woher kennen Sie mich?

Eberhardine mußte sogleich mit ins Wirthshaus, wo sie ihre traurige Geschichte erzählte. Sophie, die eine sehr reiche Parthie gemacht hatte, nahm die billige Eberhardine auf der Stelle zu sich, sorgte für ein besseres Unterkommen der 2 Brüder derselben, und vergalt reichlich die Billigkeit und das Mitleiden, womit ihr einst Eberhardine ihr trauriges Schicksal erleichtert hatte.

Wie ich mich freue, daß es Eberhardine am Ende noch so gut geht, rief Laura von Lilienstein aus. Du hast doch Recht, lieber Vater! wenn du sagst: daß die Billigkeit dem selbst, der sie ausübe, zum Segen werde. Ich will gewiß auch gegen die Dienenden und geringe Leute recht billig seyn, daß auch Gott mich liebe und segne.

Ja, bleibt bey diesem Vorsatz, liebe Kinder! sprach der Herr Graf von Lilienstein, und seyd nicht nur gerecht, billig, und theilnehmend gegen die Dienstboten, sondern seyd auch dienstfertig gegen alle Menschen.

Je höher du bist, je mehr sollst du dich demüthigen, sagt der weise Sirach. Denket, so oft ihr mit Menschen, die in einem geringern Stande als ihr leben müßet, umgehet, daran, und beeifert euch deßwegen, jedermann, auch dem Geringsten zu dienen. Wißt, daß Niemand zu vornehm ist, um zu dienen, und Niemand zu gering ist, daß ihm nicht gedient werden sollte.

XIV.

Prinz Achmed.

Ich erinnere mich, einmal in einer Geschichte von Asien, wo der größte Despotismus, der die Unterthanen im Geringsten nicht achtet, herrscht, Folgendes gelesen zu haben:

Ein persischer König, welcher vor 200 Jahren regierte, machte einmal an einen seiner Generäle, der immer aus den gefährlichsten Kriegen unverletzt zurückkehrte, die Frage: Wie kommt

es, daß Sie immer so glücklich sind, nie gefangen zu werden, da Sie doch immer voran sind, wenn es an eine Schlacht gehet. Dieß kömmt daher, sagte der General, weil ich von jeher andern Menschen gerne diene. Wie das? Wenn ich auf dem Marsche sehe, daß mehrere Soldaten ermüden, so sorge ich, daß sie auf Kameele gesetzt werden; wenn ich Durstige oder Kranke finde, so diene ich denselben mit dem, was ich zu ihrer Stärkung bey mir habe; wenn ich in der Schlacht selbst Leute sehe, die in Gefahr sind, an den Wunden zu sterben, so suche ich ihnen dadurch zu dienen, daß ich Anstalten zu ihrem Verbande, oder zu einem sanften Wegtragen von dem Schlachtfelde, treffe u. s. w. Durch viele Dienste, die ich ohne Unterschied auch den Geringsten im Heere leiste, habe ich mir die Liebe meiner Soldaten erworben, und es dahin gebracht, daß sie mich in den größten Gefahren nicht verlassen. Ich war zwar schon mehrere Male von feindlichen Reitern umringt, aber immer befreiten mich wieder meine Leute.

Der König, welcher seinem alten General aufmerksam zugehört hatte, lobte nicht nur denselben, sondern ließ auch sogleich seine 2 Söhne, wovon der eine 9, der andere 11 Jahre alt war, holen, und bat den General, er möchte denselben doch sagen, wie gut es sey, wenn man andern Leuten, und wenn es auch ganz geringe wären, diene. Der General stellte ihnen dieß vor, und nicht umsonst.

Der ältere, der bisher sehr stolz und ungefällig gegen jedermann war, änderte sich und suchte nun jedermann zu dienen. Er stund einmal auf dem Schloß-Platz, als ein alter Mann auf demselben fiel. Sogleich eilte er hin, um dem Alten aufzuhelfen. Der Alte, welcher sonst gehört hatte, Prinz Achmed sey stolz, wunderte sich über die Dienstfertigkeit desselben. Achmed bemerkte dieß, und sagte ihm: Wundere dich nicht über meinen Dienst, den ich dir leiste. Ich habe von dem alten General Schachi gelernt, daß man allen Menschen dienen müße, und diene nun auch gerne. Das ist brav, sagte der Alte, vielleicht

Gez. v. J. Volbz. Gest. v. A. Gleich.

Achmed eilte dem Alten aufzuhelfen.

kann ich dir doch auch noch einmal dienen. Einige Zeit darauf ward eine Elephanten-Jagd angestellt. Der König nahm auch seine Prinzen mit. Hitzig verfolgte man diese Thiere. Der Wagen, in welchem Achmed saß, brach, die Kavallerie, welche dem Wagen des Königs nacheilte, hätte ihn im Walde zusammen getreten, wenn nicht der alte Mann, den er auf dem Schloß-Platz aufgehoben hatte, dem Offizier zugerufen hätte: halt! hier liegt Prinz Achmed! Wie es diesem Prinzen, der nachher sein Land mit vieler Sanftmuth und Liebe regierte, wohl zu statten kam, daß er gegen einen alten unbedeutenden Mann so dienstfertig war, so erfuhr den Nutzen der Dienstfertigkeit Franz Pilger auf eine andere Art.

Dieser war der Sohn eines armen Weingärtners, der gar nichts für ihn thun konnte, als daß er ihn in seinem 12ten Jahre als Beyläufer in dem Hause des Kaufmanns Bertrand anzubringen suchte. Pilger hatte von seinem Vater die Lehre bekommen: sey gegen jedermann

dienstfertig, und mache dir so viele gute Freunde! Dieß beobachtete auch der junge Mensch aufs Pünklichste. Man hatte ihn im ganzen Hause sehr gerne. Besonders hatte der alte Buchhalter Stadler seine Freude an dem dienstfertigen Jungen. Dieser gab sich Mühe, denselben, der kaum lesen konnte, schreiben und etwas rechnen zu lehren. Da dieß gut gieng, so wurde Pilger auch zum Copieren der Briefe gebraucht, das war eine große Freude für denselben, und er suchte dafür dem Herrn Stadler sich durch allerley Dienste immer gefälliger zu machen. Seine Dienstfertigkeit wurde noch mehr belohnt. Herr Stadler bat den Herrn Bertrand, er möchte den fähigen und gutartigen Pilger aufs Comtoir nehmen, und die Handlung förmlich lernen lassen. Aber was nützet das dem armen Menschen? er kann ja doch niemalen etwas anfangen? Lassen Sie das gut seyn, Herr Bertrand. Pilger hilft sich gewiß fort, er ist reich an Dienstfertigkeit, und das ist oft mehr werth, als ererbter Geld-Reichthum. Herr

Bertrand gestattete es, daß Pilger die Handlung lernen durfte, und Stadlers Prophezeihung traf ein. Der gefällige Pilger empfahl sich überall, und brachte es durch seine Dienstfertigkeit so weit, daß er nun Besitzer einer eigenen ansehnlichen Handlung in einer großen Stadt ist.

Adolph Lilienstein merkte sich den Nutzen, aber auch die Verpflichtung der Dienstfertigkeit, und übte dieselbe bey jeder Gelegenheit aus, auch gegen die fremdesten Menschen, von denen er keinen Gegendienst erwarten konnte. So traf es sich einmal, da er vor der Thüre des Gartens beim Landhause, welches eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, und an der Landstrasse lag, — stand, ein Reisender, der ganz ermattet sein Pferd führte, sich ihm näherte, und also anredete: Es wandelte mich unterwegs eine kleine Unpäßlichkeit an, so daß ich nicht mehr reiten konnte, ohne mich der Gefahr auszusetzen, vom Pferde zu fallen; nun bin ich so müde nnd ermattet, daß ich kaum mehr, da es schon spät ist, die Stadt erreiche, wollten Sie nicht Ihren

Herrn Vater um Erlaubniß bitten, mein Pferd einzustellen, ich will gerne im Stalle schlafen. Sogleich nahm Adolph das Pferd, führte es in den Stall, und den Reiter, der ihm ein Mensch von Erziehung zu seyn schien, führte er in die ländliche Wohnung. Zwey Tage mußte sich der Kranke verweilen, und erhielt sorgfältige Pflege. Erst beim Abgehen erfuhr er, bey was für einem vornehmen Wirth er gewesen sey, und versicherte, er werde für die Liebe, die er, als ein ganz Landfremder Mensch genossen habe, ewig dankbar seyn.

Einige Jahre hernach wurde in dem Revolutionskriege Liliensteins Wohnort in große Noth und Angst versetzt. Die ganze Stadt erscholl von Angstgeschrey. Alles zitterte, da der Vortrab der feindlichen Truppen mit Ungestüm die größten Forderungen machte. Als die Besorgnisse auch in dem Liliensteinischen Hause aufs Höchste gestiegen waren, wurde auf einmal Ruhe. Der Obrist, welcher die Truppen kommandirte, und seine Leute vor Liliensteins Haus

aufstellte, war jener Reisende. Mit schwerem Herzen gieng der Herr Graf die Treppe hinunter, um denselben zu empfangen. Welch eine Ueberraschung, als der Obrist ihn umarmte, und ihm entgegen rief: Nun kann ich Ihnen meinen Dank für die Liebe, die ich krank in Ihrem Landhause, wo ich Sie suchte, und welches hinlänglich durch meine Truppen beschützt ist, genoß, in der That beweisen. Seyen Sie ruhig. Es wird alles gut gehen!

XV.

Unverschuldeter Eltern-Schmerz.

Der Verfasser hat seine Leser und Leserinen in diesem Bändchen mit solchen Geschichten unterhalten, deren Inhalt oft mehr Schmerz, als Freude auch ihnen wird verursacht haben; da er überzeugt ist, daß sie gefühlvolle und empfindsame Herzen haben, und auch über die Begebenheiten der Eltern selbst mehr Schmerz, als Freude empfanden, woran sowohl diese

selbst, wie auch ihre Kinder zum Theil die Schuld trugen; woraus aber beide Theile, Kinder wie Eltern lernen sollen, so ihre Kinder zu erziehen, daß aus Mangel einer, dem Kinde zweckmässigen Leitung, und aus einer fehlerhaften Erziehung sie sich nicht selbst Schmerz schaffen, und die Kinder sich ernstlich vor allen Verirrungen und Abwegen hüten sollen, wodurch sie ihre lieben Eltern betrübte, und schmerzhafte Tage verursachen, da sie vielmehr denselben ihr Leben zu erheitern suchen sollten. Allein es kann auch den Eltern durch ihre Kinder Schmerz zugefügt, und sie über ihre Kinder betrübt werden, ohne daß ein Theil davon Schuld ist, und daß selbst der Schmerz der Eltern, welchen die Kinder voraussehen, auch ihnen Schmerz machet, und das Unglück, unter dem sie seufzen, oder das Leiden, das sie drückt, ihnen erschweret und vergrössert; allerdings ein betrübtes Geschick, unter welches sich aber Eltern wie Kinder beugen müssen, und auch daraus weise Verhaltungs-Lehren ziehen können. Hiezu dienen nun

folgende traurige Begebenheiten, die sich ereigneten, und die Tage den Eltern umwölkten.

1.

Hieronimus Narbe stirbt eines unglücklichen Todes.

Ein Bürger, Namens Hieronimus Narbe, seines Gewerbes ein Metzger, ein braver, rechtlicher Mann, der sich vor vielen aus seiner Zunft vortheilhaft auszeichnete, indem er ein höflicher und sanfter Mann war, der lange in der Schule der Leiden lernte, da er von einem harten körperlichen Leiden sehr gefoltert und gequälet wurde, mußte noch mehr in seinem Leben betrübet werden, wozu sein Sohn, ohne sein Verschulden, Veranlassung gab. Dieser Sohn war sein einziges Kind, das ihm der unerbittliche Sensemann im Todtengerippe von mehrern auf eine Zeitlang übrig ließ, um nachher noch desto empfindlichere Wunden den Eltern zu schlagen.

Dieser Sohn, ebenfalls Hieronimus genannt, war, als das jüngste und einzige Kind, von seinen Eltern sehr geliebt, er machte sich aber auch der Liebe derselben durch sein gehorsames und folgsames Herz, durch sein stilles Betragen, und durch seine zärtliche Theilnahme an den Leiden des Vaters, wenn er ihn sich so krümmen sah und wimseln hörte, ganz würdig. Auch kein Lehrer, kein Nachbar, kein Mitschüler, kein Spielkamerad durfte und konnte Klage über ihn führen; wenige Kinder-Unarten abgerechnet, so war er ein sehr gutes, liebenswürdiges Kind.

Vor dem Gewerbe seines Vaters hatte er die größte Abneigung, weil er sich nicht gerne unter Metzgern befand, deren drittes Wort fast meistens ein Fluch ist. Ihm gefiel nicht wenig die Flaschnerey. Sein Vater war der Wahl gar nicht entgegen, und ließ ihn dieselbe erlernen. Sein Lehrmeister ist mit ihm sehr zufrieden gewesen, die ganze Lehrzeit hindurch, und wünschte sich in seinem Leben keinen bessern,

achtsamern und fleissigern Lehrjungen, als Hieronimus Narbe war.

Nachdem seine Lehrjahre vollendet waren, begab er sich unter vielen bittern Thränen und den reichsten Seegenswünschen seiner Eltern in fremde Gegenden. Er hätte zwar in seiner Vaterstadt bey seinem Lehrherren bleiben können, allein er sagte: ein junger Mensch müsse in die weite Welt, um auch die Sitten, den Geschmak in Arbeiten anderer Nationen kennen zu lernen, und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Länger, als ein ganzes Jahr blieb er nicht an einem Orte, denn er behauptete, und nicht ganz mit Unrecht, man müsse mehrere Werkstätte besuchen, und in denselben arbeiten, wenn man auch in seiner Kunst es weiter bringen wolle. Er besuchte daher die vornehmsten Plätze, und überall trug er das Zeugniß eines stillen, fleißigen und geschickten Gesellen mit sich fort. So brachte er 4 Jahre zu. Nun wünschten die Eltern, daß ihr geliebter Sohn nach Hause kommen und sich etablieren möchte. Sie schrieben ihm daher ihren

Wunsch. Allein es lag noch nicht in seinem Plan, sich nach Hause zu begeben, sondern noch ein paar Jahre sich in der Welt umzusehen. Er schrieb daher seinen Eltern: daß er ihnen zwar gehorchen werde und müsse, aber er bitte Sie recht sehr, daß Sie doch es ihm noch erlauben möchten, ein paar Jahre noch in der Fremde bleiben zu dürfen. Konnten nun die Eltern diese unschuldige Bitte ihrem lieben Sohne versagen? Ohnmöglich! sie bewilligten ihm noch 2 Jahre, besonders weil er nicht einmal von seinen Eltern Geld-Unterstützung verlangte, und sich für dasjenige, was Sie ihm freywillig schickten, dankbar bewies; nur ertheilten Sie ihm die Warnung, bey gefährlichen Arbeiten, deren er unter andern in seinem Briefe erwähnte, daß er so eben einen hohen Kirch-Thurm mit Blech zu decken habe, recht vorsichtig zu seyn, damit er keinen Schaden nehmen möchte. Mit der unbeschreiblichsten Sehnsucht harrten die lieben Eltern auf die Ankunftsstunde ihres guten Sohnes, ein jeder Monath scheint ihnen ein Jahr zu seyn. Endlich

erscheint der erwünschte Zeitpunkt. Der Sohn meldet, daß er nur noch eine Woche in der Arbeit stehen, dann abreisen, und also in ein paar Wochen bey seinen lieben Eltern in ihrem Hause ankommen werde. Diese zählen fast jede Minute, und freuen sich auf den Tag, an welchem sie denselben willkommen heißen können.

Aber das Schicksal wollte es anders. Die Werkstatt in dem Hause des Meisters, in welchem der nach Hause reisende Sohn noch in Arbeit stand, lag im Hofe; im Zwischenplatz des Hauses und der Werkstätte befand sich ein großer Haufe Bretter auf einander geschichtet. Oft gieng er nebst seinem Meister und andern Personen dabey vorbey ohne irgend einer Gefahr. Zwey Tage vor seiner Abreise, als er des Morgens wieder in die Werkstatt gieng, stürtzte der ganze Haufe Bretter, als er gerade mitten auf dem Wege war, plötzlich zusammen und zerschmetterte auf eine jämmerliche Weise den jungen Menschen, der unter den entsetzlichsten Schmerzen nach 24 Stunden seinen Geist aufgab. Während diesen

qualvollen Stunden bedaurte er nur seine liebe zärtliche Eltern, und rief nochmalen: o meine liebe Eltern! o guter Vater! ach gute Mutter! hier in diesem Leben sehen wir einander nicht mehr! dort ist das Wiedersehen! unter diesen Ausrufungen verschied er.

Der Tag, an welchem der 6 Jahre abwesende Sohn zurückkehren sollte, erscheint; alles ist zum fröhlichen Empfang bereitet; aber ach! statt des gehofften Sohnes kömmt ein Brief an, in welchem das traurige Schicksal des einzig geliebten Sohnes klagend zu lesen ist. Vater und Mutter jammern laut und weinen. Ach wir unglückliche Eltern! Gott erbarme dich unser! So oft der Vater, selbst im tiefsten Greisen-Alter an seinen Sohn dachte, sich seiner erinnerte, stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen; tausendmal nahm er das vom Sohn übersandte Arbeitsstück, das allgemeinen Beyfall erhielt, in seine Hände und weihete dabey im wehmüthigen Andenken an seinen Sohn, demselben eine Thräne. Das ist mein einziger Trost, sprach er, als er zu

seiner Fassung zurückkam, daß eine höhere Hand dieß Schicksal über ihn zuließ. Der Schmerz griff die Mutter so heftig an, daß sie in eine Gemüths-Krankheit verfiel, von der sie, bis an ihr Grab, nie ganz befreit wurde. So hatten auch diese braven Eltern mehr Schmerz als Freude.

2.

Der Sohn eines Staatsmannes stirbt an einem bedeutenden Hofe.

Das Schicksal ist aber nicht blos gegen Personen vom bürgerlichen Stande unfreundlich, sondern auch manchmal gegen vornehme und reiche Personen, um auch diesen zu zeigen, daß sie ihm nicht gebieten können. Es mischt auch diesen unter die Süssigkeiten dieses Lebens einige Bitterkeiten. Dieß erfuhr ein feiner Staatsmann an einem kleinen Hofe, der aber wegen seiner Staatsklugheit verdient hätte, an einem großen Hofe

zu leben. Er machte sich um das Land, in welchem er lebte, nicht wenig verdient. Er hatte nebst einigen Töchtern ein paar hoffnungsvolle Söhne, von denen er aber den ältern verlor. Auch dieser gewährte die angenehmsten Hoffnungen, und es eröffnete sich ihm die lieblichste Zukunft. Kaum kehrte er von seinen Musensitzen mit einem reichen Schatz von Kenntnissen und treflichen Einsichten zurück, so wurde eine glänzende Verbindung zwischen ihm, und der einzigen Fräulein Tochter eines Mannes, dessen Vermögen viele auf eine halbe Million Gulden schätzten, geschlossen. Der junge Mann freute sich zwar über dieses angenehme Ereigniß, doch ließ er sich dadurch nicht zum Eigendünkel und Uebermuthe verleiten. Seinem Wunsche entsprechend, einige deutsche Höfe zu besuchen, und sich besonders an einem bedeutenden Hofe Deutschlands eine Zeitlang zu verweilen, um sich daselbst ebenfalls zu einem Staatsmanne vollends zu bilden, wird ihm noch ein volles Jahr von seinen Eltern und seiner Braut zum

bestimmten Zwecke bewilliget. Stets kommen von ihm die erfreulichsten Nachrichten an: überall knüpft er die erwünschtesten politischen Verbindungen an, und erwirbt sich allenthalben Freunde.

Nun begiebt er sich an den letzten Hof, der einer der bedeutendsten in Deutschland ist, wie er sich vorgenommen hatte, und wie ihm von seinem Herrn Vater auch angerathen ward. Er befindet sich kaum einige Zeit daselbst, so hat er schon zu den vornehmsten Staatsmännern Zutritt, die an ihm nicht gemeine Kenntnisse entdecken. Nur noch kurze Zeit wäre sein Aufenthalt daselbst gewesen, während desselben er — wie die Biene den Blumen den Honigsaft entsauget, und in die Vorrathskammern, gekocht in ihrem Innern, niederlegt — für seine Staatskunde überall reichlich einsammelte, um einstens weisen Gebrauch davon zu machen, so ergreift ihn eine bösartige Krankheit. Im Anfange schien sie nicht so bedeutend und gefährlich, aber nach wenigen Tagen äussert sich der Leibarzt des Fürsten über

dieselbe sehr bedenklich, und nach einem kurzen Krankenlager sinken alle süssen Hoffnungen und die frohesten Erwartungen, so schnell und früh-zeitig dahin. Unerwartet war die Nachricht einer Krankheit, an welcher der Sohn darnieder liege; man faßt Hoffnung auf die große Kunst der geschickten Aerzte daselbst, und harret mit großer Sehnsucht auf einen günstigern Bericht, statt dieses heulet die Hiobspost im stürmischen Winde: Die Blume ist verwelkt!

Wie sehr ein solcher Schmerz über so einen Verlust selbst einen mit der Religion vertrautesten Mann, dessen Beruf es noch ist, durch sie die Wunden Anderer zu heilen, niederbeugen, Monate lang Lust und Muth zu Arbeiten beneh-men kann, beweiset folgende Geschichte:

3.

Ein junger nach Hause kehrender Arzt wird von einer ansteckenden Krankheit dahin geraft.

Ein großer Gottesgelehrter, ein Doctor der Theologie und beliebter Kanzelredner, forderster Prediger u. s. w. in N., vorher einige Jahre auf einer hohen protestantischen Schule Professor, sah es nicht ungern, daß sein ältester Sohn zu seinem Studio die Medizin und Chirurgie wählte, von der selbst der Vater ein großer Freund war. Noch nicht völlig 17 Jahre alt, war schon der Sohn so weit tüchtig, eine Universität besuchen zu können. Sechs Jahre verweilte er auf den Akademien Altdorf, Jena, Würzburg, und bereitete sich daselbst mit ausserordentlichem Fleiße und Glücke zu einem künftigen Wohlthäter der leidenden Menschheit. Er legte die schönsten Proben seines glücklichen

Fleißes ab, und bat seinen geliebten Vater um die Erlaubniß, sich noch auf ein Jahr nach Koppenhagen begeben zu dürfen, um seine Kenntnisse, die doch schon rühmlich und vielfach waren, in den dasigen Lehranstalten und Spitälern noch mehr zu erweitern. Eben da er in wenigen Wochen in sein Vaterland zurückkehren wollte, ergriff ihn ein faulichtes Nervenfieber, das er sich bei einem Kranken im Friedrichs-Hospital daselbst zugezogen hatte, und ward eine Beute desselben. Wie sehr dieser Verlust den Vater beugte, gab er selbsten also an: „Ein „Verlust, der mir, so lange ich noch lebe, „schmerzhaft seyn wird, der mich damals, als „er mich so ganz unvermuthet, so ganz mit „andern Erwartungen erfüllet, traf, so sehr „niederbeugte, daß ich auf mehrere Monate „alle Lust und allen Muth, vorzüglich zu lite„rarischen Arbeiten verlor."

O Schicksal! wie hart vergiltst du manchmal, ohne Verschulden der Kinder, die vielen Sorgen und Bemühungen der Eltern, so daß sie Schmerz statt Freuden erndten.

Es sind vielerley Arten, wodurch öfters den Eltern Schmerz statt Freude über ihre Kinder zu Theil wird, und es wären wohl etliche Bände darüber zu schreiben, wie der seelige Salzmann, den die Leser und Leserinnen dieser Jugendschrift aus seinen schönen nützlichen Schriften wohl kennen werden, über das menschliche Elend geschrieben hat, da er nur e i n Bändchen über den Himmel auf Erden schreiben konnte. Den schon hier mitgetheilten Beyspielen sollen nur noch ein paar beygefügt werden.

4.

Jakobina Musterin kömmt in einen üblen Verdacht.

Eine Bürgerstochter, Namens Jakobina Musterin, ein munteres, aufgereimtes und lustiges Mädchen, von der man hätte glauben sollen, sie müßte zu vielen ausgelassenen Stückchen geneigt seyn, wenn man blos vom Aeusserlichen auf ihr

Innerliches schliessen, und sie darnach auch beurtheilen wollte; aber traf bey ihr das Sprichwort ein: der Schein betrügt. Sie sah sich genöthiget, da ihre Eltern mehrere Kinder hatten, und das Strumpfwirker-Handwerk, das ihr Vater trieb, gar nicht stark gieng, sondern stockte, als Dienstmagd in andern Häusern ihr Brod zu verdienen. Sie diente schon einige Jahre, als ein ehrlicher, fleißiger und rechtschaffener Dienstbote, und Niemand konnte ihr was Unrechtes nachsagen, sondern mußte gestehen: sie ist besser, als ihr Maul hoffen ließ. Alle Herrschaften, bey denen sie war, sind mit ihr sehr wohl zufrieden gewesen, nichts theilte sie mit den andern Dienstboten, als die Hoffahrt, weßwegen sie aber öfters von ihrer Mutter ausgescholten ward, denn zu derselbigen Zeit, als ihre Mutter Dienstbote war, sahen sie darauf, sich auf eine ehrliche Art ein Sümmchen Geld zu ersparen, daran aber zu itziger Zeit wenige Mädchen denken.

Ihr guter Name wird plötzlich angetastet, sie kömmt in ein sehr schlimmes Gerücht, und in einen höchst bösen Ruf. Bey Ausleerung des Behältnisses der menschlichen Exkrementen wird ein schon halb verfaultes Kind gefunden. Die beiden Frauen in dem Hause konnten nicht in den Verdacht kommen, zu einer solchen sündlichen Handlung, denn die Frau, bey welcher Jakobine diente, war schon eine bejahrte Person, die andere Hausfrau, erst vor 8 Wochen eine Wöchnerinn, deren Kind sich wohl und gesund am Leben befand. Diese Frau hatte auch zu der Zeit keine Magd, sondern nur ein betagtes Kindsweib, und ein Dienstmädchen, das erst seit Kurzem das 14. Jahr zurückgelegt hatte; folglich fiel aller Verdacht dieser unmenschlichen Handlung auf Jakobine. Sie wird also gleich verhaftet, in ein Gefängniß gelegt, den Tag darauf verhöret, in welchem sie ihre Unschuld betheuerte. Allein der Richter mißt ihren Betheurungen keinen Glauben bey, sondern hält sie für eine Läugnerin. Nach zween Tagen

wird das zweyte Verhör angestellt, in welchem sie ihre vorigen Betheurungen standhaft wiederholte; sie wird bedroht, das Geständniß mit Schlägen von ihr zu erhalten. Wie konnte sie aber eine Handlung eingestehen, von welcher ihre Seele ganz rein war? Man führet sie in ein strengeres Gefängniß, neben einem andern, in welches Tages zuvor ein Mann wegen begangenen Diebstals eingelegt ward. Sie weinet immer fort, betet zu Gott, er möchte doch ihre Unschuld retten. Der Gefängnißwärter hinterbringt den Jammer des Mädchens, und wie sie so inbrünstig zu Gott bete, ihre Unschuld doch an den Tag zu bringen, dem Richter. Dieser wird aufmerksam, und frägt ihre Herrschaft und ihre Hausleute, ob etwa vor 4 — 5 Monaten, denn so lange sollte nach den ärztlichen Behauptungen das Kind in dem Orte gelegen haben, ein junges Mädchen da gewesen seyn? Jetzt fällt es beiden Frauen ein, daß diejenige, welche erst eine Wöchnerin war, zu derselbigen Zeit eine fremde Magd gehabt habe, die schnell Unpäßlichkeit

halber, aus ihrem Dienste getreten sey. Es wird beschlossen, daß die gefangene Magd durch den aufgestellten Geburtshelfer am folgenden Tage untersucht werden solle.

In der Nacht vorher, ehe die Untersuchung vorgenommen ward, erhenkt sich ihr Nachbar in seinem Gefängniß; sie höret das Sträuben und Zappeln, und als sie Morgens früh dessen Selbstmord erfuhr, ward sie von noch größerer Furcht und Entsetzen ergriffen, als in der Nacht. Sie bittet um des Himmels willen, man möchte sie doch in ein anderes Gefängniß, und wenn es noch so furchtbar sey, setzen. Nun bald darauf erscheint der Arzt sogar mit einer Hebamme. Die Gefangene erschrickt über die Ankunft dieser Personen, will sich auch anfänglich nicht bequemen, allein der Arzt versichert sie, dieß geschehe zu ihrer Rechtfertigung, sey ihrer Ehre im geringsten nicht nachtheilig, sondern werde sie für unschuldig befunden, so gereiche die Untersuchung zu ihrem besondern Ruhm.

Sie ward von beiden Personen für eine reine und keusche Jungfrau befunden, worauf ihr der

Arzt alsogleich ankündiget, daß sie sich in das Zimmer des Gefangenwärters begeben solle, in kurzer Zeit werde sie aus ihrer unschuldigen Verhaftung befreyet seyn.

Zwey Jungfrauen mußten sie abholen, ihre Unschuld wird anerkannt, und die nemlichen Jungfrauen mußten Sie in ihr Diensthaus führen.

Dieser Auftritt, besonders der Schrecken über ihren Nebengefangenen, griff ihre Nerven so an, daß sie ein ganzes Jahr lang keinem Dienste mehr vorstehen konnte, sie hatte ein heftiges Zucken und Zittern in allen ihren Nerven. Allgemein wurde nun Jakobine bedauert.

Die rechtschaffenen Eltern, welche ihre Kinder so liebreich, als ernstlich vor der Sünde der Unkeuschheit warnten, und sie ermahnten ihre Keuschheit als eine unschätzbare Kleinodie heiligst zu bewahren, fühlten sich sehr schmerzhaft gebeugt, und es that ihnen wehe, daß ihre Tochter theils ihre wohlmeynende Ermahnungen so schnöde verachtet habe, theils, daß sie auf dieses Vergehen der Leichtfertigkeit noch eine große Sünde der

Unmenschlichkeit folgen ließ. Ihre bisherige Freude an ihrer Tochter, von der sie glaubten, daß sie sich unverantwortlich so verstellet, und ihre Eltern so groß betrogen und hintergangen habe, sahen sie in bittern Schmerz verwandelt. Sie vernahmen zwar wohl, daß dieselbe ihre Unschuld kräftig betheuert habe, wünschten auch, daß sich die Sache also befinden möchte: aber sie sagten: wie leicht hat sie sich können verführen lassen. Sie freuten sich daher nicht wenig, als die Unschuld ihrer Tochter an den Tag gefördert wurde. Aber der Vater war doch auf einige Tage zu aller Arbeit unfähig, und die Mutter ward darüber vom Schlage betroffen, so daß sie einige Wochen darauf ihren Geist, an den Folgen desselben, aufgab.

So hatten auch diese Eltern unverschuldet mehr Schmerz, als Freude!

Das andere Beyspiel hat mir ein guter Freund mitgetheilt, der mir in einem seiner Briefe, aus dem ich nur das Nöthige hierzu ausziehen will, schrieb:

5.
Mathilde von Vohrenbach welkt frühzeitig dahin.

Die letzte Unterrichtsstunde in der Religion bey dem nicht nur an Körper, sondern auch an Geist und Seele außerordentlich schönen Fräulein Mathilde von Vohrenbach, welche die einzige Freude ihres, mit Silberhaaren geschmückten Grosvaters war, und die als ein einziges Kind des Baron Alexander von Vohrenbach, in den Besitz eines Vermögens von mehrern hunderttausend Gulden gekommen wäre, war für mich ein schwerer und rührender Unterricht. Sie wissen, ich habe mehrere Jahre her dieß Fräulein unterrichtet. Itzt mußten wir uns trennen, da Sie mit ihren Eltern auf das Landgut derselben, das viele Meilen weit entfernt liegt, den Sommer über ziehen, und ich meine neue Landpfarrerstelle antreten mußte. Mit Gewalt mußte ich mich entfernen, um nicht gar in ein allzuweibisches Weinen auszubrechen. Sie

sahe mir mit nassen Augen, so weit nach, als sie konnte, und war den ganzen Tag über niedergeschlagen und betrübt.

Den ganzen Sommer über befand sie sich sehr wohl und gesund, und ihre Eltern, deren Freude und Stolz sie mit Recht war, freuten sich mit ihr, nun bald wieder zum geliebten, auf sie mit Sehnsucht harrenden Vater und Grosvater, der jeden Tag und jede Stunde ihrer Ankunft zählte, zurückzukehren, der sich wonniglich freute die Seinen, und besonders seine zärtlich geliebte Enkeltochter, seine höchste Freude im Alter, bald wieder zu sehen. Allein der Höchste beschloß es anderst.

Gegen das Ende des Sommers überfällt sie plötzlich ein Faulniß-Fieber, sie selbst ahndet das, was ihre Eltern nicht vermutheten, die mit Zutrauen von der Kunst der Aerzte, die aber dießmal nichts vermochte, sondern zu schwach war, hofften, daß ihre geliebte Tochter den Armen des Todes entrissen werden könnte. Mit unglaublicher Ruhe ergiebt sie sich in ihr Schicksal, und

spricht mit auserordentlicher Freudigkeit von ihrem gewissen, baldigen Scheiden. Sie zerreißt dadurch das Herz der Eltern, die fast untröstlich über ihr frühes Ende waren; ja noch itzt zittert, wenn sie ins Gedächtniß zurückgerufen wird, eine Thräne in ihren Augen. Ach! bald war sie, um welche so viele Arme weinten, denen sie so gerne Gutes that, nicht mehr!

Auch hier mehr Schmerz, als Freude! denn das freudige Andenken an sie wird durch den Schmerz, so frühe sie verlohren zu haben, wieder verbittert.

Bögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freude und Schmerz Ein Jugendschriftchen

Memmingen [ca. 1820]

Paed.pr. 1099
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759732-3